

# Einleitung

*Médecis! Médecis!... non, tu n'es point aimée!*<sup>1</sup>

## 1. Eine umstrittene Herrscherin

Es ist rezeptionsgeschichtlich betrachtet paradox, dass gerade Maria von Medici, die von allen französischen Herrscherinnen am deutlichsten den Nutzen einer sorgfältig ausgearbeiteten Selbstinszenierung erkannt hatte, in der Nachwelt einen überaus schlechten Ruf genießt<sup>2</sup>. Allzu oft mit ihrer als ruchlos geltenden Vorgängerin Katharina von Medici verwechselt, verblasst die zweite Königin aus dem florentinischen Herrscherhaus in der französischen Nationalgeschichte außerdem angesichts gewichtiger Zeitgenossen wie Heinrich IV. und Kardinalminister Richelieu. Doch obwohl Maria regelrecht aus den Geschichtsbüchern verbannt wurde, hat sie doch auf ihre eigene Weise den Verlauf der europäischen Geschichte des 17. Jahrhunderts vielfältig mitgeprägt.

### 1.1 Biografische Eckdaten

Die am 26. April 1575<sup>3</sup> geborene Prinzessin Maria aus dem Hause Medici sorgte schon Ende des 16. Jahrhunderts europaweit für viel Aufmerksamkeit. Als

1 Maria von Medici zu sich selbst in: Gabriel-Marie LEGOUVÉ, *La mort de Henri Quatre, roi de France*, Paris 1806, zweiter Akt, Szene I, S. 17.

2 Vgl. zur Selbstinszenierung und -legitimation Marias von Medici: Katherine CRAWFORD, *Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France*, Harvard 2004, S. 60–96.

3 Alessio ASSONITIS, *The Birth of Maria de' Medici (26 April 1575). Hearsay, Correspondence, and Historiographical Errors*, in: Brendan Maurice DOOLEY (Hg.), *The Dissemination of News and the Emergence of Contemporaneity in Early Modern Europe*, Farnham u. a. 2010, S. 83–94; Jean-François DUBOST, *Marie de Médicis. La reine dévoilée*,

Großnichte Kaiser Karls V. (1500–1558) mit reicher Mitgift wurde sie in frühen Jahren bereits von adligen und königlichen Anwärtern aus Paris, Wien und Madrid eifrig umworben. Die »petite fiancée de l'Europe«<sup>4</sup>, wie sie der Historiker Michel Carmona 1981 nannte, war für ihren Vater Franz I. (1541–1587) und später ihren Onkel Ferdinand I. (1549–1609) ein wichtiges machtpolitisches Pfand, um das Großherzogtum Toskana inmitten des alten und stets schwelenden europäischen Grundkonflikts zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg geschickt zu positionieren<sup>5</sup>. Im Jahr 1600 heiratete Maria schließlich den ehemaligen Hugenottenführer und ersten Bourbonenkönig Heinrich IV. (1553–1610), dem sie am 27. September 1601 den in Frankreich seit einem halben Jahrhundert lang ersehnten Königsson gebar. Dieser sollte die Stabilität der jungen Dynastie und des von den verheerenden Bürger- und Religionskriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts langsam genesenden Königreichs sichern. Nach der Ermordung Heinrichs IV. durch den katholischen Fanatiker François Ravailiac am 14. Mai 1610 setzte Maria ihre Machtansprüche gegen die engsten männlichen Verwandten des Königs, die Prinzen von Geblüt, durch und übernahm stellvertretend für ihren damals achtjährigen Sohn Ludwig XIII. (1601–1643) die Leitung der Staatsgeschäfte.

Paris 2009, S. 48f.; Ronald Forsyth MILLEN, Robert Erich WOLF, *Heroic Deeds and Mystic Figures. A New Reading of Rubens' »Life of Maria de' Medici«*, Princeton 1989, S. 30–32. Der Geburtstag des sechsten Kinds Franz' I. Medici war lange Zeit umstritten. In der einschlägigen Historiografie findet man bis heute wahlweise Fehler im Monat (manchmal im August datiert) oder im Jahr (meist 1573, manchmal 1574 oder 1576). Dies gilt auch für das 19. Jahrhundert, in dem der 26. April 1573 als Geburtsdatum deutlich dominierte. Die hier zitierten jüngeren Historiker beriefen sich indes alle auf den einschlägigen Eintrag im Geburts- und Taufregister von Santa Maria del Fiore, um sich für den 26. April 1575 auszusprechen. Dubost verortete den Ursprung des Datierungsfehlers im späten 18. Jahrhundert beim italienischen Historiker Galluzzi. Dieser behauptete, Maria sei geboren »li ventisei Agosto 1573«, siehe Jacopo Riguccio GALLUZZI, *Istoria del granducato di Toscana sotto il governo della casa Medici*, Bd. 4, Livorno 1821, S. 312. Die französische Übersetzung von 1782 übernahm diese Angabe, vgl. DERS., *Histoire du grand duché de Toscane sous le gouvernement des Médicis*, hg. u. übers. von Jean-Baptiste LEFEBVRE DE VILLEBRUNE, Louise-Félicité DE KÉRALIO-ROBERT, Bd. 4, Paris 1782, S. 330. Ein weiterer Blick in die genannte Quelle zeigt jedoch, dass Galluzzi im selben Werk zugleich die korrekte Geburtsangabe machte, da er von Maria im Todesjahr ihres Vaters 1587 behauptete, sie sei damals »âgée de douze ans«, vgl. *ibid.*, S. 352. Die Stelle ist in der italienischen Originalfassung noch eindeutiger: »Donna Maria, la quale nata li 26 Aprile 1575 si trovava allora in età di dodici anni«, siehe GALLUZZI, *Istoria del granducato di Toscana*, S. 54. Auf diesen Widerspruch bei Galluzzi hat 2010 bereits Assonitis hingewiesen, der den Datierungsfehler bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückverfolgen konnte.

4 Michel CARMONA, *Marie de Médicis*, Paris 1981, S. 7.

5 DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 34f., 105f.

Die Generalstände von 1614 läuteten schließlich das offizielle Ende ihrer umkämpften Regentschaft und die Volljährigkeit des Königs ein. Die wirkliche Selbstherrschaft Ludwigs XIII. begann allerdings erst am 24. April 1617, als er mithilfe seines Favoriten Charles d'Albert, des späteren Herzogs von Luynes (1578–1621), in einem blutigen Majestätsstreich den ehrgeizigen florentinischen Günstling seiner Mutter, Concino Concini (1575–1617), ermorden ließ und Maria nach Blois verbannte. Der gewaltsamen Emanzipation ihres Sohnes und ihrem Hausarrest unterwarf sich die gestürzte Königinmutter nur widerwillig – einer abenteuerlichen Flucht aus Blois in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1619 folgten daher langwierige Verhandlungen und kleinere militärische Auseinandersetzungen. Nach der von ihrem Protegé Richelieu (1585–1642), Bischof von Luçon, ausgehandelten offiziellen Versöhnung im Dezember 1621 und ihrer Rückkehr nach Paris wurde sie schließlich wieder in den Königlichen Rat aufgenommen.

Dort stellte sich der Mediceerin allerdings im steten politischen und privaten Ringen um das Vertrauen des Königs vermehrt ihr ehemaliger Günstling Richelieu entgegen. Seinen Aufstieg zum Kardinal (1622) und Prinzipalminister (1624) hatte die Königinmutter zunächst noch selbst aktiv gefördert. Er erwies sich indes bald als ehrgeiziger Konkurrent und geschickter Staatsmann. Ein wesentlicher Konfliktpunkt zwischen den beiden war die Außenpolitik, bei der Richelieu einen schrittweise erfolgenden Eingriff Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg anregte, um die Habsburger zu schwächen. Als prominente Stimme der katholischen und romtreuen Hofpartei der *dévots* riet Maria hingegen zu einer kompromissbereiten Anlehnung an Spanien und den Papst.

Der Konflikt gipfelte schließlich in der sogenannten *journée des Dupes*. An diesen eigentlich zwei schicksalsträchtigen Tagen (10. und 11. November 1630) überschätzte Maria erneut ihren Einfluss auf ihren eigenwilligen ältesten Sohn und versuchte, den endgültigen Sturz ihres Kontrahenten Richelieu zu erzwingen. Der König verbannte sie daraufhin nach Compiègne, von wo aus ihr jedoch im Juli 1631 die Flucht gelang. Vor den Augen Europas von ihrem eigenen Sohn verstoßen, verbrachte sie ihren Lebensabend als Heimatlose in Brüssel, Amsterdam und London. Von dort aus versuchte sie zwar mithilfe ihrer Schwiegersöhne, der Könige von Spanien und England, eine Rückkehr nach Frankreich zu erwirken – allerdings ohne Erfolg. Sie starb am 3. Juli 1642 nach langer Krankheit, verarmt und von vielen ihrer einstigen Vertrauten verlassen, im Kölner Familienhaus des flämischen Malers Peter Paul Rubens (1577–1640), der sie zwanzig Jahre zuvor auf dem Höhepunkt ihrer Macht vielfach künstlerisch verherrlicht hatte.

## 1.2 Von der Nachwelt verschmäht

In der historischen Erinnerung nimmt Maria eine ambivalente Position ein. Die »grosse banquière de Florence«<sup>6</sup>, wie sie die königliche Geliebte Henriette d'Entragues bei ihrer Ankunft am Pariser Hof öffentlich beleidigte, hatte sich zunächst bei ihren neuen Untertanen behaupten müssen. Als Italienerin mit habsburgischen Wurzeln war ihr in der neuen Heimat nicht selten Abneigung, Verachtung und Spott begegnet<sup>7</sup>. Dies war teils auf den irrationalen Fremdenhass zurückzuführen, der ihr in Anlehnung an Katharina von Medici (1519–1589) entgegenschlug – der Mediceerin, die für die blutigen Ereignisse der Bartholomäusnacht (23.–24. August 1572) verantwortlich gemacht wurde. Hinzu kommt, dass Maria anfangs als französische Königin Anpassungsschwierigkeiten angesichts der neuen Kultur, Sitten und der ihr entgegengebrachten Vorurteile hatte und daher nicht selten ungeschickt und unbesonnen handelte. Zwar versuchte sie zunehmend den Erwartungen gerecht zu werden, doch hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits die gute Meinung vieler Franzosen verwirkt<sup>8</sup>. Die Nachwelt wertete daher die Herrschaftsjahre der beiden Regentinnen aus dem Hause Medici häufig als italienischen Einschnitt in die französische Geschichte – eine Deutung, die in der Propaganda ihrer politischen Kontrahenten entwickelt und alsbald in der Nachwelt historiografisch zu einer Phase des Verfalls und der Degeneration überspitzt wurde.

Die Weichen für eine solch negative Rezeption waren bereits während der Regentschaft Marias zwischen 1610 und 1614 gestellt worden<sup>9</sup>. Die zeitgenössische Kritik war jedoch zunächst der strukturellen Schwäche einer jeden Minderjährigkeitsregierung geschuldet. In Ermangelung einer starken und durchsetzungsfähigen Königsmacht wurde nämlich häufig die Legitimität des Regenten – des Öfteren die Mutter des Königs – von verschiedenen auf ihren eigenen Vorteil bedachten Parteien angezweifelt und angefochten<sup>10</sup>. Viele Memoirenschreiber des 17. Jahrhunderts erklärten daher die innenpolitischen

6 Jean Charles Léonard Simonde DE SISMONDI, *Histoire des Français*, Bd. 22–23, Paris 1839–1840, hier Bd. 22, S. 105.

7 Monique COTTRET, *Les reines étrangères*, in: Joël FOULLERON, Guy LE THIEC, Henri MICHEL (Hg.), *Sociétés et idéologies des Temps modernes. Mélanges offerts à Arlette Jouanna*, Bd. 1, Montpellier 1996, S. 105–116, hier S. 107f.

8 DUBOST, *Marie de Médicis* [2009], S. 132.

9 Vgl. Salvo MASTELLONE, *La reggenza di Maria de' Medici*, Florenz 1962, S. 1–17 für den folgenden kurzen Abriss zur Rezeption der Mediceerin im 17. und 18. Jahrhundert.

10 Zur Aufstandsrhetorik und den Argumenten des Adels gegen Maria zwischen 1610 und 1617 vgl. CARMONA, *Marie de Médicis*, S. 237–239; CRAWFORD, *Perilous Performances*, S. 75–77; Jean-François DUBOST, *Marie de Médicis. Reine, régente, reine mère*, in:

Spannungen zwischen 1610 und 1614 beziehungsweise 1617 zum größten Makel der Herrschaft Marias, um Richelieus Verdienst zu steigern, diesen politischen Wirren ein Ende bereitet zu haben. Im Wesentlichen hatte die Kritik an Maria im Ancien Régime drei Stoßrichtungen, nämlich ihre hispanophile Haltung, ihre politische Inkompetenz und ihr papsttreuer Katholizismus<sup>11</sup>. Besonders prägend für die Sicht der Nachwelt auf diese Herrscherin waren hierbei die »Mémoires, ou Economies royales« (1638) von Maximilien de Béthune, Herzog von Sully (1560–1641), dem Vertrauten und Finanzminister Heinrichs IV., und das politische Testament Richelieus (1688)<sup>12</sup> sowie dessen Memoiren<sup>13</sup>. Mittels dieser Dokumente, die bis ins 20. Jahrhundert mehrfach neu aufgelegt wurden, wollten die beiden Minister allerdings vorrangig ihren eigenen Ruhm in der Nachwelt sichern und ihr jeweiliges Lebenswerk rechtfertigen – und dies auf Kosten Marias von Medici<sup>14</sup>.

Wie kam es nun, dass viele dieser dem Kontext des 17. Jahrhunderts geschuldeten negativen Zuschreibungen den politischen und geistesgeschichtlichen Bruch der Französischen Revolution überdauerten und teils sogar im 19. Jahrhundert verschärft und kanonisiert wurden? Warum wurde Maria außerdem weiterhin an dem nach ihrem Tod erstrahlenden Grand Siècle und an als dessen Vorläufer geltende Protagonisten wie Heinrich IV. und Richelieu

BAUDOIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis, Paris 1991, S. 99–165, hier S. 116. Es sei zudem auf folgende Monografie hingewiesen: Jeffrey K. SAWYER, Printed Poison. Pamphlet Propaganda, Faction Politics, and the Public Sphere in Early Seventeenth-Century France, Berkeley u. a. 1991.

11 DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 10.

12 Vgl. hierzu Josef ENGEL, Zur Frage der Echtheit von Richelieu's »Testament politique«, in: DERS., Hans Martin KLINCKENBERG (Hg.), Aus Mittelalter und Neuzeit. Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag, Bonn 1957, S. 185–218.

13 Die Memoiren Richelieus setzen sich aus von ihm hinterlassenen Manuskripten zusammen. Sie wurden unter dem Titel »Lettres, instructions diplomatiques et papiers d'État du cardinal de Richelieu« erstmals zwischen 1853 und 1877 in acht Bänden von dem Journalisten und Gelehrten Denis Louis Martial Avenel (1783–1875) herausgegeben. Michelet äußert sich sehr negativ über diese Memoiren, von denen er behauptet: »[I]ls sont fréquemment contredits par ses lettres, par les écrits contemporains, par les faits même. C'est en réalité un très-long factum [...] calculé, pénible, artificieux, qui veut harmoniser pour la postérité une vie fort peu d'accord avec elle-même«, in: Jules MICHELET, Histoire de France au dix-septième siècle, Bd. 11: Henri IV et Richelieu, Paris 1857, S. 476. Zur Debatte über die Authentizität der Quelle siehe außerdem Françoise HILDESHEIMER, Richelieu, Paris 2004, S. 508–517; Arnaud TEYSSIER, Richelieu. L'aigle et la colombe, Paris 2014, S. 76f.

14 Laurent AVEZOU, Sully à travers l'histoire. Les avatars d'un mythe politique, Paris 2001, S. 6f. Eine kritische Auseinandersetzung mit den von Sully zunächst zwischen 1610 und 1617 verfassten und vor ihrer Erstveröffentlichung 1638 noch einmal überarbeiteten Memoiren erfolgte erst im Zuge der *école méthodique* im späten 19. Jahrhundert.

gemessen? Welche Wandlungen und Anpassungen mussten im Bild der zweiten Medici-Regentin im postrevolutionären Kontext vorgenommen werden, so dass Heinrich Mann 1938 in seinem Roman »Die Vollendung des Königs Henri Quatre« wie selbstverständlich noch auf die teilweise bizarr anmutende Stigmatisierung Marias als törichte, zänkische und intrigante Frau zurückgriff und sie fernerhin als Fremde karikierte, die weder in Frankreich Anerkennung gefunden noch die Raffinesse ihrer florentinischen Heimat verkörpert hatte<sup>15</sup>?

## 2. Forschungsstand

Noch 1995 überschrieb der Historiker André Castelot seine populärwissenschaftliche Biografie der Stammesmutter der Bourbonen mit dem Titel »Marie de Médicis. Les désordres de la passion«, 2014 bezeichnete sie Jean-Christian Petitfils als »d'intelligence assez limitée, manquant de pénétration et de jugement«<sup>16</sup> und Arnaud Teyssier zeichnete im selben Jahr in seiner Studie zu Richelieu das Bild einer Herrscherin mit einem »esprit compliqué, traversé de passions jalouses et de ressentiment«<sup>17</sup>. Damit gaben sie ein traditionsreiches und tief verankertes historiografisches Narrativ wieder, wonach die als impulsiv und inkompetent geltende Regentin Frankreich in eine akute Krise gestürzt hatte, der die eiserne Staatsrason Richelieus mitten im europäischen Konflikt des Dreißigjährigen Krieges schließlich ein Ende setzte<sup>18</sup>.

<sup>15</sup> Heinrich MANN, *Die Vollendung des Königs Henri Quatre* [1938], Frankfurt a. M. 1998, S. 681, 687.

<sup>16</sup> Jean-Christian PETITFILS, *Louis XIII*, 2 Bde., hier Bd. 1, Paris <sup>2</sup>2014, S. 24.

<sup>17</sup> TEYSSIER, *Richelieu*, S. 282. Vgl. auch André CASTELOT, *Marie de Médicis. Les désordres de la passion*, Paris 1995. In den letzten 40 Jahren sind außerdem u. a. folgende Biografien mit vulgarisierendem Ansatz erschienen: Simone BERTIÈRE, *Les deux régentes. Marie de Médicis et Anne d'Autriche*, Paris 1996; Philippe DELORME, *Marie de Médicis*, Paris 1998; Françoise KERMINA, *Marie de Médicis. Reine, régente et rebelle*, Paris 1979 [2010].

<sup>18</sup> Henri HAUSER, *La prépondérance espagnole (1559–1660)*, Paris 1933, S. 286–294. Hauser überschrieb den Abschnitt über die Regentschaft mit dem Titel »La crise française« (S. 286). Weiterhin bezeichnete er die Herrschaft Marias als »crise redoutable« (S. 294). Damit verfestigte er die historiografische Tradition einer Regierungskrise zwischen 1610 und 1617.

## 2.1 Kunsthistorische Impulse einer Neubewertung

Bestrebungen einer nach wie vor vieldiskutierten Neubewertung Marias von Medici, die diese negative rezeptionshistorische Tendenz hinterfragen, reichen bis in die 1960er Jahre zurück. Der italienische Historiker Salvo Mastellone untersuchte in »La reggenza di Maria de' Medici« (1962) das geläufige Bild der schwachen und von ihren florentinischen Günstlingen falsch beratenen Königin und setzte dem das Bild einer fähigen Regentin entgegen, die das Erbe ihres Mannes in dessen Sinne weise zu verwalten und vor den Ambitionen des auf-rührerischen Adels zu verteidigen wusste<sup>19</sup>. Der von Mastellone eingeforderte Perspektivwechsel wurde zunächst in der Kunstgeschichte aufgegriffen und geprüft. Die daraus resultierenden Ergebnisse fasste Deborah Marrow schließlich 1982 richtungsweisend in der Feststellung zusammen, dass Maria eine kompetente und wohlüberlegt vorgehende Kunstförderin gewesen sei<sup>20</sup>.

Der nächste Impuls ging bezeichnenderweise erneut von Italien aus, diesmal direkt aus der Medici-Stadt Florenz. Die Kulturhistorikerin Sara Mamone griff hierfür die zunächst rein kunsthistorischen Ergebnisse von Marrow auf und weitete die Fragekomplexe auf die politische Dimension des Mäzenatentums Marias aus. Das Ergebnis veröffentlichte sie 1987 im bildreichen Band »Firenze e Parigi, due capitali dello spettacolo per una regina. Maria de' Medici«, in dem sie bislang wenig oder nicht erforschtes ikonografisches und schriftliches Material aus den florentinischen Archiven einarbeitete. Maria charakterisierte sie als »reine-impresario«<sup>21</sup>, die nicht nur über einen sicheren Kunstverstand verfügte, sondern diesen seit ihrer Eheschließung virtuos zu politischen Zwecken einzusetzen wusste, wie es ihr von ihrer Familie seit Generationen vorgelebt worden war. Diese künstlerische Inszenierung politischer Legitimation umfasste alle Aspekte der Macht, seien sie weltlicher oder sakraler Natur, sowie die ihrer persönlichen Stellung als Ehefrau, später Witwe und Mutter des französischen Königs<sup>22</sup>.

Mamones Band wurde bereits 1990 ins Französische übersetzt und ermöglichte somit eine parallel verlaufende und wechselseitige Rezeption dieser Forschungsimpulse in beiden Ländern<sup>23</sup>. Der im Folgejahr von Marie-Noëlle Bau-douin-Matuszek herausgegebene Aufsatzband »Marie de Médicis et le palais du

<sup>19</sup> Vgl. MASTELLONE, *La reggenza*, S. 33–226.

<sup>20</sup> Deborah MARROW, *The Art Patronage of Maria de' Medici*, Ann Arbor 1982, S. 75f.

<sup>21</sup> Sara MAMONE, *Paris et Florence. Deux capitales du spectacle pour une reine. Marie de Médicis*, Paris 1990, S. 7.

<sup>22</sup> *Ibid.*, S. 145, 193, 199–224.

<sup>23</sup> Die kunst- und kulturhistorische Neubewertung Marias wurde bereits 1990 im Rahmen der Simon-Vouet-Ausstellung im Grand Palais und des vom Louvre organisierten

Luxembourg« sollte diesen kulturhistorischen Ansatz noch präzisieren. Marc Smith betonte darin, dass die von Mamone angeführte mediceische Prägung der Kunstpolitik Marias weniger in ästhetischen Wertvorstellungen als in der bewussten machtpolitischen Instrumentalisierung von Kunst zum Ausdruck komme<sup>24</sup>. Jean-François Dubost legte außerdem dar, wie das politische Scheitern der Medici-Regetin ihr Mäzenatentum rückwirkend negativ überschattete, so dass ihr im Nachhinein auch im künstlerischen Bereich jedwede Originalität und Eigenständigkeit abgesprochen wurde<sup>25</sup>. Béatrice de Andia, die als letztes Beispiel aus dem Sammelband angeführt werden soll, wies in ihrem Beitrag außerdem auf die Gefahr einer teleologischen Wertung der konservativen Politik Marias hin – die schlussendliche Durchsetzung des politischen Konzepts des Kardinalministers Richelieu bedeute nämlich nicht zwangsläufig, dass Marias Gegenmodell nicht auch tragfähig gewesen wäre<sup>26</sup>.

Maßgeblich für die kulturhistorische Neubewertung Marias von Medici war schließlich die im Januar 2000 abgehaltene französisch-italienische Tagung »Le ›siècle‹ de Marie de Médicis« am Collège de France<sup>27</sup>. Dieser provokante Titel sollte dazu anregen, die Herrschaft der Mediceerin als fruchtbare Übergangsperiode anzuerkennen, die zwischen den beiden Schulen von Fontainebleau unter Franz I. und Heinrich IV. einerseits und der nationalen, zentralistisch ausgerichteten Instrumentalisierung von Kunst unter Richelieu und Ludwig XIV. andererseits zu verorten sei<sup>28</sup>. Hierfür beriefen sich die Veranstalter auf das *siècle*-Verständnis des 17. und 18. Jahrhunderts, das sich auf jede Herrschaft bezog, die, unabhängig von ihrer politischen Bilanz, eine tiefgreifende kulturelle Ausstrahlung aufweisen konnte. Aus dieser Perspektive heraus argumentierten sie, dass »cela fait pour Marie de Médicis quatorze ans de pouvoir, absolu d’abord, partagé ensuite. Peu de ›siècles‹, au sens classique du

Kolloquiums mitsamt seiner Ausstellung »Seicento: la peinture italienne du XVII<sup>e</sup> siècle et la France« rezipiert.

24 Marc SMITH, Princesse de Toscane, in: BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis, S. 37–99, hier S. 70: »Le caractère médicéen de ses goûts apparaît moins dans le choix d’un style formel, que dans l’utilisation politique explicite et systématique de l’art et du faste comme instrument de prestige, à travers des thèmes bien définis«.

25 DUBOST, Marie de Médicis [1991], S. 147.

26 Béatrice DE ANDIA, L’art, fer de lance des rois, in: BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis, S. 11–25, hier S. 11: »[P]rofondément catholique, plus respectueuse des institutions monarchiques [...], Marie est désireuse d’améliorer le sort de son peuple, préoccupation en avance sur son temps«.

27 Ergänzend sei hier auf die Ausstellung »Marie de Médicis, un gouvernement par les arts« und deren Begleitband verwiesen, der dieselbe These vertritt, vgl. Paola BASSANI PACTH u. a. (Hg.), Marie de Médicis, un gouvernement par les arts, Paris 2003.

28 Marc FUMAROLI, Le »siècle de Marie«, *ibid.*, S. 19–22, hier S. 19f.



terme, ont duré autant«<sup>29</sup>. Kernaussage war, dass nicht nur Marias Kunstwirken durch ihre politische Niederlage gegen Richelieu rückwirkend geschmälert worden sei, sondern der Minister die von ihm zu nationalen Zwecken fruchtbar eingesetzte Verbindung von Kunst und Machtpolitik im Grunde von seiner ehemaligen mediceischen Gönnerin erlernt habe. Maria nehme daher, wenn schon nicht politisch, so doch zumindest kulturhistorisch, eine prägende Rolle für die weitere Entwicklung des Landes ein<sup>30</sup>. Dieser Ansatz wurde dann in den Folgejahren nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien weiter vertieft<sup>31</sup>.

Der zunächst starke Fokus auf kulturhistorische Fragekomplexe im Zuge der Neubewertung Marias von Medici lässt sich teilweise durch die eigentümliche Stellung der französischen Königinnen erklären. Deren kulturelles Wirken war nämlich im Ancien Régime, wenn gegeben, eindeutiger zu umreißen und mit mehr Freiräumen verbunden als ihre politische Rolle. Aus institutioneller Sicht verfügten sie über keinen eigens zugedachten Spielraum: Ihre Position wurde stets im Zusammenwirken mit dem König abgesteckt und darüber komplementär definiert<sup>32</sup>. Es ist daher naheliegend, für die Neubewertung einer französischen Herrscherin beim kulturellen Aspekt anzusetzen. Im Hinblick auf Maria von Medici, die einerseits Regentin war und andererseits gegenüber ihrem Sohn auch nach Beendigung ihrer tatsächlichen Herrschaft stets eine Teilhabe an der Macht einforderte, muss allerdings in einem zweiten Schritt auch ihr politisches Wirken neu überprüft werden.

## 2.2 Eine kompetente Regentin?

Jean-Marie Constant wies bereits 1990 im »Dictionnaire du Grand Siècle« darauf hin, dass der zeitgenössische Adel nachweislich Marias Regentschaft im Rückblick, ganz im Gegensatz zum harten Regiment Richelieus, positiv in Erinnerung behalten hatte. Aufgrund dieses Quellenbefunds könne man deshalb nicht pauschal von einer verheerenden Regierungszeit sprechen, so Constant<sup>33</sup>. Auch Yves-Marie Bercé forderte in den frühen 1990er Jahren eine Neuuntersu-

<sup>29</sup> DERS., Préface, in: DERS., GRAZIANI, SOLINAS (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. XIII–XVI, hier S. XIV.

<sup>30</sup> Ibid.; DERS., Le »siècle de Marie«, S. 19–21.

<sup>31</sup> Vgl. etwa Caterina CANEVA, Francesco SOLINAS (Hg.), Maria de' Medici (1573–1642). Una principessa fiorentina sul trono di Francia, Livorno 2005.

<sup>32</sup> Fanny COSANDEY, La reine de France. Symbole et pouvoir (xv<sup>e</sup>–xviii<sup>e</sup> siècle), Paris 2000, S. 9; DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 111.

<sup>33</sup> Jean-Marie CONSTANT, Art. »Marie de Médicis«, in: François BLUCHE (Hg.), Dictionnaire du Grand Siècle, Paris 1990, S. 972f. Constant bezog sich auf eine Aussage aus den

chung der Mediceerin, deren Regierungszeit er als »l'une des plus brillantes et prospères de l'âge moderne«<sup>34</sup> deutete. Constant zufolge stellte das Urteil von Bercé eine regelrechte Wende in der Wertung dieser Regentschaft dar<sup>35</sup>. Die Forderung nach einer solchen wurde dadurch bekräftigt, dass Hélène Duccini in ihrer 1991 veröffentlichten Biografie Concini mit Vorurteilen über den florentinischen Günstling Marias brach und somit indirekt eine Neubewertung seiner Gönnerin erforderlich machte, deren Ruf bei den Zeitgenossen und der Nachwelt eng an die dunkle Legende ihres Favoriten geknüpft war<sup>36</sup>.

Im Jahr 2007 wies Constant erneut auf die Notwendigkeit hin, die gängige Deutung des politischen Wirkens Marias von Medici zu hinterfragen – ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Forderungen der 1990er Jahre in Frankreich noch nicht umgesetzt worden waren<sup>37</sup>. Er ging sogar so weit, der Herrscherin ein innovatives und stark veränderndes politisches Potential zuzusprechen. Der Majestätsstreik von 1617 habe ihrem Vorhaben allerdings ein jähes Ende gesetzt und sie zu einer Randfigur der französischen Geschichte degradiert<sup>38</sup>. Solche Interpretationen stießen jedoch auch auf kritische Gegenstimmen. So warnte Thierry Wanegffelen vor positiven Übertreibungen und bewertete Maria weiterhin als machtbesessene und realitätsferne Herrscherin. Er betonte zudem, dass er in den Quellen nicht genügend Belege finde, um die von manchen Kollegen vertretene Auffassung einer Regentin zu rechtfertigen, die, gerade weil sie eine Frau und Ausländerin war, ein wohlüberlegtes, pazifistisches Gegenmodell zum bellizistischen bourbonischen Absolutismus hätte vorlegen können<sup>39</sup>.

Eine ausgewogenere Antwort auf das Forschungsdesiderat erschien schließlich 2009 mit der substantiellen Biografie von Jean-François Dubost »Marie de Médicis. La reine dévoilée«. Dies war die erste eigenständige,

Memoiren von François de La Rochefoucauld (1613–1680), in denen er von der »douceur du règne de Marie de Médicis« (S. 973) spricht.

34 Yves-Marie BERCÉ, *La naissance dramatique de l'absolutisme. 1598–1661*, Paris 1992, S. 52.

35 Jean-Marie CONSTANT, *La folle liberté des baroques (1600–1661)*, Paris 2007, S. 121. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass solche Ansätze im angelsächsischen Bereich bereits seit den 1970er Jahren verfolgt wurden, nicht zuletzt von Hayden, der Maria als kompetente Regentin darstellte, vgl. James Michael HAYDEN, *France and the Estates General of 1614*, London u. a. 1974.

36 Vgl. HÉLÈNE DUCCINI, *Concini. Grandeur et misère du favori de Marie de Médicis*, Paris 1991, S. 390–412.

37 CONSTANT, *La folle liberté des baroques*, S. 10.

38 *Ibid.*, S. 118.

39 Thierry WANEGFFELEN, *Le pouvoir contesté. Souveraines d'Europe à la Renaissance*, Paris 2008, S. 317.

umfangreich recherchierte Lebensbeschreibung der Mediceerin seit fast dreißig Jahren. Die Unterschiede zur Vorgängerbiografie von Michel Carmona aus dem Jahr 1981 sind beachtlich und spiegeln die soeben beschriebene Entwicklung der Forschung über Maria wider. Zwar hatte Carmona ebenfalls versucht, ein milderndes Bild der Regentin zu zeichnen und gestand ihr sogar eine prägende Rolle in der Herausbildung des modernen Frankreichs zu; er betonte indes auch, dass sie von den Entwicklungen letztendlich überfordert gewesen sei und sich ihnen daher zunehmend versperrt habe<sup>40</sup>. Damit verfiel auch er den geläufigen Deutungen der ihm vorausgegangenen Historiografie. Carmona bezog sich überdies ausschließlich auf französische Quellen und vertrat damit eine sehr frankreichzentrierte Sicht. Ganz anders Dubost, der den italienischen beziehungsweise florentinischen Hintergrund Marias eingehend berücksichtigte und die dortigen Quellen auswertete, um die Herrscherin am eigenen kultur- und mentalitätshistorischen Umfeld zu messen und eine Wiedergabe der gängigen historiografischen Vorurteile möglichst zu vermeiden. Darüber hinaus versuchte er, Marias Person und Wirken nicht teleologisch zu bewerten, sondern ihre Beweggründe in den sozialpolitischen Kontext des frühen 17. Jahrhunderts einzubetten. Er ließ dabei nicht außer Acht, dass Maria, die 25 Jahre in Italien gelebt hatte, stark von den florentinischen Einflüssen geprägt worden war<sup>41</sup>. Die von Dubost angestoßene Hinterfragung der negativen Rezeption Marias wirkte sich auch in der deutschen Forschung aus, etwa in der 2018 erschienenen umfangreichen Richelieu-Biografie Klaus Malettkes<sup>42</sup>.

Die hier skizzierten kultur- und politikgeschichtlichen Rehabilitierungsversuche der letzten Jahrzehnte berücksichtigten jedoch nur partiell die bereits von Mastellone angedeutete rezeptions- und historiografiegeschichtliche Impli-

40 CARMONA, Marie de Médicis, S. 564: »Mais voilà: Marie de Médicis est davantage spectatrice qu'actrice, et se laisse porter par le changement plus qu'elle ne le conduit. Curieuse destinée que celle de cette femme qui a tant fait pour l'éclosion de la France moderne, pour ce pays dont la suprématie en Europe va bientôt s'exercer de façon indiscutable, et qui donne l'impression d'être passée à travers sa propre histoire sans l'avoir comprise. Le changement, un jour, va trop vite pour la capacité qu'elle a de le comprendre; alors la Reine-mère freine des quatre fers, se bloque, se bute, récrimine, tempête, et finit par claquer la porte avec une royale fureur«.

41 Es sei zudem darauf hingewiesen, dass 2012 eine umfangreiche italienische Biografie erschien, die ebenso mit den negativen Topoi ihrer Inkompetenz und Abhängigkeit von Rom und Spanien brach und sie als Zentrum eines familiären Herrschaftsmodells stilisierte, siehe Stefano TABACCHI, Maria de' Medici. Regina e ribelle. Gli intrighi e la caduta dell'ultima italiana sul trono della Francia di Enrico IV e Richelieu, Rom 2012.

42 Vgl. hierzu Klaus MALETTKE, Richelieu. Ein Leben im Dienste des Königs und Frankreichs, Paderborn 2018, S. 113–146.

kation einer solchen Neubewertung<sup>43</sup>. Zwar wiesen die meisten Historiker darauf hin, dass Maria Opfer einer ungnädigen und teils ungerechten Geschichtsschreibung gewesen sei, doch lag der Fokus ihrer Studien vor allem auf einer Auswertung zeitgenössischer Dokumente des 17. Jahrhunderts. Außerdem gingen die genannten Arbeiten allzu häufig von einer einheitlichen Rezeption aus, in der Maria als Person sowie ihr politisches und künstlerisches Wirken verleumdet wurden, weil sie von den nationalen, absolutistischen Konzepten Richelieus und Ludwigs XIV. überlagert worden waren<sup>44</sup>. Zwar mag diese Annahme stimmen, denn auch die Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts schrieben natürlich nicht voraussetzungslos, doch gilt es zu berücksichtigen, dass dazwischen der Einschnitt der Revolution lag, der nicht zuletzt auch die Sicht auf die vorrevolutionäre Zeit tiefgreifend veränderte. Diese inhaltlichen und interpretativen Verschiebungen in der historiografischen Produktion müssen bei der Untersuchung der Rezeption Marias im 19. Jahrhundert demnach genau überprüft und bedacht werden.

### 3. Methodische Ansätze

Die Untersuchung der Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert erfordert zunächst eine Auseinandersetzung mit der Historiografiegeschichte, an deren theoretische Ansätze angeknüpft wird. Davon ausgehend, lassen sich zwei Schwerpunkte herausarbeiten, die diese Studie leitlinienartig begleiten sollen, nämlich zum einen die Korrelation zwischen Geschichtsschreibung und Nationenbildung und zum anderen die Frage nach der Relevanz der Geschlechterfrage in der einschlägigen Historiografie, sei es auf der Ebene der Darstellung der historischen Protagonistin Maria oder auf der Autorenebene.

#### 3.1 Kulturhistorische Impulse in der Historiografiegeschichte

Ziel der vorliegenden Arbeit ist eine grundlegende Zusammenstellung, Kontextualisierung und Auswertung der Quellen zu Maria von Medici aus dem 19. Jahrhundert, um Erzähl- und Deutungsmuster der damaligen europäischen

<sup>43</sup> Seiner Neuuntersuchung der Regentschaft setzte der italienische Historiker ein Kapitel mit der Überschrift »Premesse storiografiche sulla Reggenza« voran, in dem er schlaglichtartig die Rezeptionsgeschichte der Herrschaft Marias von Medici vom 17. bis ins 19. Jahrhundert wiedergab, vgl. MASTELLONE, *La reggenza*, S. 1–32.

<sup>44</sup> Miles CHAPPELL, *The Artistic Education of Maria de' Medici*, in: FUMAROLI, GRAZIANI, SOLINAS (Hg.), *Le »siècle« de Marie de Médicis*, S. 13–26, hier S. 14.

Historiografie offenzulegen, die das Bild dieser Herrscherin nachhaltig prägten. Es handelt sich somit vorrangig um eine Fallstudie, die beispielhaft die Konstruktion einer historischen Figur im nationalhistorischen Narrativ untersuchen möchte. Dies setzt den methodisch-theoretischen Rahmen der Historiografiegeschichte voraus<sup>45</sup>.

### *Was ist Historiografiegeschichte?*

Die Historiografiegeschichte ist als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft weder in ihrem Gegenstand noch in ihrer Methode klar zu umreißen<sup>46</sup>. Ausgehend von deutschen Universitäten ist sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge geistes- und ideengeschichtlicher Einflüsse über ihre Funktion einer fachlichen Selbstreflexion der Anfänge und vermeintlich progressiven Entwicklung der Geschichtsschreibung hinausgewachsen und wird seitdem als Nachdenken über die möglichen Ausdrucksformen und Grenzen der Historiografie aufgefasst<sup>47</sup>. In Frankreich wurde diese Auseinandersetzung mit der Geschichts-

<sup>45</sup> Da die hier analysierte Königin vorwiegend Gegenstand französischer Forschungen ist, erscheint es sinnvoll, die historiografiegeschichtlichen Traditionen aus Frankreich komplementär zu den deutschen Ansätzen hinzuzunehmen. Dies soll indes nicht die Tatsache ausblenden, dass die angelsächsische Forschung in diesem Bereich eine ebenso fruchtbare Diskussion vorzuweisen hat und einige substantielle vergleichende, globalgeschichtliche Überblicksdarstellungen bietet. Vgl. u. a.: Kelly BOYD (Hg.), *Encyclopedia of Historians and Historical Writing*, 2 Bde., London, Chicago 1999; John BURROW, *A History of Histories. Epics, Chronicles, Romances and Inquiries from Herodotus and Thucydides to the Twentieth Century*, London 2009; Georg G. IGGERS, Supriya MUKHERJEE, Q. Edward WANG (Hg.), *A Global History of Modern Historiography*, Harlow u. a. 2008; Peter LAMBERT, Philipp R. SCHOFIELD (Hg.), *Making History. An Introduction to the History and Practices of a Discipline*, London u. a. 2004; Daniel R. WOOLF, *Global Encyclopedia of Historical Writing*, 2 Bde., New York 1998.

<sup>46</sup> Christian SIMON, *Historiographie. Eine Einführung*, Stuttgart 1996, S. 9–13: Simon führt die Ambivalenz des deutschen Begriffs »Geschichte der Geschichtsschreibung« an. Tatsächlich befasst sich dieses Fachgebiet sowohl mit der *Geschichtsschreibung*, der seit der Antike nachgegangen wird, als auch mit der *Geschichtswissenschaft*, deren Anfänge im 18. Jahrhundert zu verorten sind. Mangels einer treffenderen Bezeichnung für diesen Forschungsbereich, welcher Literatur und Wissenschaft und deren wechselwirkende Beziehungen gleichsam in den Blick nimmt, behilft sich Simon des Begriffs der Historiografiegeschichte als »Geschichte der Historie« (S. 12). Dieser Begriff soll auch in dieser Arbeit Anwendung finden – stets in dem Bewusstsein um seine terminologischen Unzulänglichkeiten.

<sup>47</sup> Jan ECKEL, Thomas ETZEMÜLLER, *Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung. Einleitende Bemerkungen*, in: DIES. (Hg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, S. 9–13.

schreibung allerdings lange vernachlässigt und als trockene, rein bibliografie-rende Tätigkeit abgetan<sup>48</sup>. In den 1970er Jahren vollzog sich dann eine Wende. Dieser historiografiegeschichtliche Perspektivwechsel, wenngleich er in beiden Ländern unterschiedliche Ausprägungen hatte, ergab sich zu großen Teilen aus der Rezeption postmoderner und poststrukturalistischer Ansätze der 1960er Jahre und dem sich damit durchsetzenden *linguistic turn*<sup>49</sup>. Ausgehend von den Sprachwissenschaften hatte Letzterer in zahlreichen Fächern das Bewusstsein dafür geschärft, dass Sprache nicht als immanente Wiedergabe der Realität gelten könne<sup>50</sup>. In der Geschichtswissenschaft bewirkte dies die Hinterfragung ihres empiristisch-objektiven Postulats und ihrer damit verbundenen bedeutungskonstituierenden Rolle für die Gesellschaft. In Frankreich wurde diese Erkenntnis von den Vertretern der dritten Generation der Annales-Schule, der sogenannten *nouvelle histoire*, aufgegriffen. Sie werteten den historiografischen Text nicht mehr als zeitlose Einheit, sondern als subjektives, dem jeweiligen Kontext seiner Entstehung unterworfenen Erzeugnis, das somit eine verwertbare Quelle für die von ihnen vertretene Mentalitätsgeschichte sein konnte<sup>51</sup>. Auch in Deutschland wich der bis dahin vorwiegend traditionsversichernde Impetus der Forderung nach einer stärkeren inhaltlichen Hinterfragung der historiografischen Textgattung<sup>52</sup>.

Die Geschichte der Geschichtsschreibung kann auf drei sich ergänzenden Ebenen einen Beitrag zu einem solchen Ansatz leisten. Zunächst ermöglicht sie eine kritische Auseinandersetzung mit den sogenannten Meistererzählungen der Moderne, die Fortschritt und Rationalität im Zuge der Aufklärung als Maß-

<sup>48</sup> Carbonell vermutete, dass die Abneigung gegen die von den französischen Historikern als deutsch empfundene Disziplin der Historiografiegeschichte vor allem ab 1870 nicht ganz frei war von antideutschen Ressentiments, siehe Charles-Olivier CARBONELL, *Pour une histoire de l'historiographie*, in: *Storia della storiografia* 1 (1982), S. 7–25, hier S. 9. Noch heute gilt die Historiografiegeschichte als Randdisziplin in Frankreich, siehe Christian DELACROIX u. a. (Hg.), *Historiographies. Concepts et débats*, 2 Bde., Paris 2010. Dieses Werk zu neu erschlossenen Forschungsbereichen und Debatten der Geschichtswissenschaft enthält keinen Eintrag zur Historiografiegeschichte.

<sup>49</sup> Der Begriff wurde von den Sprachwissenschaftlern Gustav Bergmann und Richard Rorty geprägt. Für eine Definition vgl. Achim LANDWEHR, *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2008, S. 51.

<sup>50</sup> Vgl. Philipp SARASIN, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2003, S. 11f.; Georg G. IGGERS, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen <sup>2</sup>2007, S. 101–111.

<sup>51</sup> Maßgeblich für die Entwicklung der französischen Historiografiegeschichte aus mentalitätshistorischer Sicht war das Gemeinschaftswerk Jacques LE GOFF, Pierre NORA (Hg.), *Faire de l'histoire*, 3 Bde., Paris 1974.

<sup>52</sup> Vgl. Horst Walter BLANKE, *Historiographiegeschichte als Historik*, Stuttgart 1991, S. 300–353, 713–750.

stäbe für die Deutung der Vergangenheit angesetzt hatten<sup>53</sup>. Den zweiten großen Impuls bot der Literaturtheoretiker Hayden White, der das komplexe Verhältnis von Beschreibung und Repräsentation in der Geschichtsschreibung problematisierte<sup>54</sup>. Sein textimmanenter Ansatz sollte aufdecken, wie die Historiografie mittels poetisch-rhetorischer Stilelemente eine Form historischer Wirklichkeit erzeugt, die dem Leser als glaubwürdige Rekonstruktion der Vergangenheit unterbreitet wird<sup>55</sup>. Eine zentrale Erkenntnis war dabei, dass verschiedenartige Interpretationen oder gar widersprüchliche Darstellungen eines und desselben Themas nicht zwangsläufig von mangelnder Genauigkeit, sondern von einem vielseitigen historischen Denken zeugen<sup>56</sup>. Zwar ist Whites Ansatz hilfreich, um die einer bestimmten geschichtlichen Deutung entspringenen narrativen Grundmuster aufzudecken, doch eignet er sich nicht für die Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Text und Kontext<sup>57</sup>.

Dies führt zum dritten aus dem *linguistic turn* erwachsenen historiografiegeschichtlichen Ansatz, der aus der Übertragung von Michel Foucaults sozialphilosophischem Diskursbegriff und des damit implizierten Zusammenwirkens von Macht und Wissen auf die Geschichtsschreibung resultierte. Der Begriff des Diskurses, der hier jenseits der vielseitigen und komplexen theoretischen Konstrukte ganz allgemein als »Rede über etwas« definiert werden soll, bezieht sich auf einen »Gegenstand, über den gesprochen wird [...] und [der] durch gemeinsame Merkmale gekennzeichnet [ist], die ihn in der Rede als einen Diskurs markieren«<sup>58</sup>. Der Diskurs ist versprachlichtes Wissen und dient damit zwangsläufig der normativen Ausformung von Weltbildern<sup>59</sup>. Wer die Regeln

53 Vgl. Jean-François LYOTARD, *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*, Paris 1979, S. 54–61.

54 Hayden WHITE, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1975, S. X: »[T]he historian performs an essentially poetic act, in which he prefigures the historical field and constitutes it as a domain upon which to bring to bear the specific theories he will use to explain ›what was really happening‹ in it«.

55 DERS., *Der historische Text als literarisches Kunstwerk*, in: Christoph CONRAD (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 128f., 141–143.

56 Frank R. ANKERSMIT, *Vom Nutzen und Nachteil der Literaturtheorie für die Geschichtstheorie*, in: Daniel FULDA, Silvia Serena TSCHOPP (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Berlin u. a. 2002, S. 13–38, hier S. 19.

57 *Ibid.*, S. 28f.

58 Stephan JAEGER, *Historiographisch-literarische Interferenzen. Möglichkeiten und Grenzen des Diskursbegriffes*, *ibid.*, S. 61–86, hier S. 61.

59 Vgl. SARASIN, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 31–36.

des Diskurses beherrscht und einzusetzen weiß, besitzt Macht, weil er dadurch die Deutung der Wirklichkeit beeinflussen kann<sup>60</sup>. Da der Sinn dieser Realität größtenteils aus der Darstellung der Vergangenheit abgeleitet wird, spielt die Historiografie eine zentrale Rolle im diskursbezogenen Geflecht von Macht und Wissen<sup>61</sup>. Dies wird im Rahmen der vorliegenden Studie relevant sein, da der sich im 19. Jahrhundert europaweit durch die Verwissenschaftlichung und Professionalisierung des Faches durchsetzende historiografische Objektivitätsanspruch durchaus eine gesellschaftlich disziplinierende Funktion wahrnahm. Durch die Koppelung an staatliche Institutionen sollten eine von oben vorgegebene Norm und ein nationaler Konsens über die Auslegung der Vergangenheit erlangt werden<sup>62</sup>.

Eine Untersuchung der Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert bringt also auch die Aufdeckung und Hinterfragung der gesellschaftspolitischen Implikationen mit sich, die sich hinter dem von ihr vermittelten Bild verbergen. Welche Diskurse kamen in der Darstellung dieser Königin zum Tragen und wie entwickelten sie sich? Welchen ideologischen und politischen Entstehungsbedingungen waren sie geschuldet? Kamen manche hinzu, verschwanden dafür andere? Sollten diese Diskurse ausgrenzen oder Identität und Zusammenhalt stiften? Kann man im Hinblick auf das Bild Marias überhaupt von einem sich allmählich durchsetzenden, offiziellen Diskurs sprechen? Ging er, wenn gegeben, zwangsläufig mit der Verquickung von Staat und Geschichtswissenschaft einher? Oder gab es stets eine Vielzahl an konkurrierenden und gleichwertigen Darstellungen? Wenn ja, wie haben sich diese gegenseitig beeinflusst?

### *Historiografiegeschichte als Teilbereich der Kulturgeschichte*

Die seit den 1960er Jahren geäußerte Forderung nach einer stärkeren Hinterfragung der seit dem 19. Jahrhundert in der Historiografie zunehmend postulierten Objektivität zog zwangsläufig die Frage nach dem Umgang mit der daraus hervorgehenden Deutungsvielfalt mit sich. Charles-Olivier Carbonell betonte daher 1982 in der neugegründeten Zeitschrift »Storia della storiografia«: »C'en est fini des illusions d'une historiographie parfaite, immuable dans son être ou progressiste dans son accomplissement. L'historien répond aux questions de son temps«<sup>63</sup>. Mit diesem Plädoyer für eine moderne Historiografiegeschichte,

60 LANDWEHR, Historische Diskursanalyse, S. 23.

61 Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD, Wie vergleicht man Historiographien?, in: DIES. (Hg.), Die Nation schreiben, S. 29–32.

62 SIMON, Historiographie, S. 278.

63 CARBONELL, Pour une histoire de l'historiographie, S. 13.



die die Vielfalt der Denkströmungen berücksichtige und jedes historiografische Erzeugnis vor seinen jeweiligen Hintergrund und nicht nach dem Versuch der inhaltlichen Richtigstellung zu messen suche, forderte er also nicht zuletzt eine Diversifizierung, ja sogar Popularisierung des Quellenkorpus historiografiegeschichtlicher Studien<sup>64</sup>. Er bettete dadurch diesen Teilbereich der Geschichtswissenschaft in kulturhistorische Fragekomplexe ein, die im Zuge des ebenfalls in den 1960er Jahren einsetzenden postmodernen *cultural turn* in Abkehr der Untersuchung einer elitären Hochkultur die Vielfalt der möglichen historisch gewachsenen Interpretations- und Deutungsmechanismen vergangener Gesellschaften zu erfassen suchen<sup>65</sup>.

Dieses Ziel verfolgt in Frankreich die *histoire culturelle*, die sich als Nachfolgerin der Mentalitätsgeschichte versteht, wenngleich sie als eigenständige Disziplin noch nicht vollends etabliert ist<sup>66</sup>. Ihre prägende Eigenschaft ist ein starker, wenn nicht sogar exklusiver Fokus auf kollektive Repräsentationssysteme der eigenen Nation, besonders im Hinblick auf die historische Entwicklung der Bedeutung von Symbolen und Riten des französischen nationalen Erbes<sup>67</sup>. Eine Untersuchung der Historiografie des 19. Jahrhunderts über eine Königin des 17. Jahrhunderts kann demnach in der heutigen kulturgeschichtlich eingebetteten Historiografiegeschichte nicht darauf abzielen, den Erkenntnisstand über diese Herrscherin zu einem bestimmten Zeitpunkt darzulegen

64 Vgl. *ibid.*, S. 16–24.

65 Silvia Serena TSCHOPP, Einleitung, Begriffe, Konzepte und Perspektiven der Kulturgeschichte, in: DIES. (Hg.): Kulturgeschichte, Stuttgart 2008, S. 9–12; Achim LANDWEHR, Kulturgeschichte, Stuttgart 2009, S. 8–12. Die Kulturgeschichte blickt auf eine lange Tradition zurück, wie es der universalistische Ansatz der Aufklärer oder die kulturtheoretischen Debatten des frühen 20. Jahrhunderts (u. a. Karl Lamprecht und Johan Huizinga) belegen. Die »neue Kulturgeschichte« (*histoire culturelle/cultural history*) ist teils schwer zu umreißen, was sie auch stark der Kritik ihrer Gegner aussetzt. Ihre regional und zeitlich unterschiedlichen Ausprägungen und Entwicklungen sowie internen Debatten sollen hier jedoch nicht weiter erläutert werden, da sich die vorliegende Studie lediglich auf die Auswirkungen kulturhistorischer Ansätze auf die moderne Historiografiegeschichte beschränkt. Dem bereits erwähnten Ansatz folgend, soll der Fokus v. a. auf den deutschen und französischen kulturhistorischen Fragestellungen liegen, die natürlich selbst in reger Interaktion mit ihrem angelsächsischen Pendant stehen. Zur angelsächsischen *new cultural history* vgl. u. a. Victoria E. BONNELL, Lynn HUNT (Hg.), *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley u. a. 1999; Peter BURKE, *What is Cultural History?*, Cambridge <sup>2</sup>2008; Lynn HUNT (Hg.), *The New Cultural History*, Berkeley, Los Angeles, London 1989.

66 Bedeutende Vertreter der *histoire culturelle* in Frankreich sind u. a. Alain Corbin, Roger Chartier, Jean-Pierre Rioux, Jean-François Sirinelli, Philippe Poirrier und Pascal Ory.

67 Pascal ORY, *L'histoire culturelle*, Paris 2004, S. 8.

und gegebenenfalls richtigzustellen oder zu ergänzen. Vielmehr soll sie in einer weiter gefassten Perspektive vielfältige Einblicke in die Bandbreite ideologischer, gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts ermöglichen. Um dies zu gewährleisten, sollen daher auch Texte über Maria von Medici berücksichtigt werden, die nicht den damals jeweils vorherrschenden Diskurs wiedergaben, sondern in Opposition zu diesem standen.

Hierbei ergibt sich indes das Problem, dass die moderne Historiografiegeschichte bislang keine eigenständige, klar umrissene Methode zur Untersuchung der Rezeption der in den Blick genommenen Werke vorweisen kann<sup>68</sup>. Besonders bei der Analyse einer historiografischen Produktion sind solche Fragen jedoch äußerst relevant, da diesen Texten stets, egal in welchem Ausmaß, eine Aufnahme- und Übertragungsleistung von Seiten des Autors vorausgeht. Inwieweit beeinflusst bereits die im Vorfeld getroffene Quellenauswahl die Argumente und Sinnzuschreibungen des jeweiligen Historikers? Entstanden dadurch Überschneidungen oder gar vollkommen auseinandergehende Deutungen des Wirkens Marias? Aufkommende Rezeptionsfragen müssen daher stets am Untersuchungsgegenstand selbst besprochen und gemessen werden. Die Analyse der Fußnoten der Quellen legt hierfür zum Beispiel die Verweise auf die genutzten Texte und auch Querbezüge zu zeitgenössischen Historikern offen. Außerdem können wissenschaftliche Diskussionen zu bestimmten Aspekten der Darstellung Marias mithilfe von Rezensionen und innertextlichen Querverweisen rekonstruiert werden. Schließlich sind auch die Zahl der Auflagen eines Werks sowie eventuelle Auszeichnungen und Preise weitere Indikatoren für dessen Rezeption.

Zusammengefasst lässt sich der historiografische Text aus kulturhistorischer Perspektive also als sinngebende Einheit verstehen, der über bestimmte Erzählstrategien und Interpretationen aktiv in Prozesse der gesellschaftlichen Bewusstseinsbildung einwirkt<sup>69</sup>. Historiografiegeschichte dient deshalb als »Sonde, mit der vielfältige kulturgeschichtliche Zusammenhänge ausgeleuchtet

<sup>68</sup> Die 1982 gegründete Zeitschrift »Storia della storiografia« sowie die Zeitschrift »History and Theory« (gegr. 1960) bieten eine interdisziplinäre und internationale Plattform für den historiografiegeschichtlichen Austausch. Simons »Historiographie. Eine Einführung« (1996) ist die bislang einzige deutschsprachige allgemeine methodische Einleitung für diesen Forschungsbereich. Für die unterschiedlichen Bereiche und Fragestellungen, die sich die Historiografiegeschichte der letzten Jahrzehnte neu erschlossen hat, sind jedoch einige spezifische Abhandlungen in deutscher Sprache zu nennen, u. a. die Studien von Stefan Berger zur Nationalgeschichtsschreibung, wie auch die globalgeschichtlichen und transnationalen Ansätze von Christian und Sebastian Conrad und nicht zuletzt die Arbeiten von Daniel Fulda, Georg G. Iggers und Lutz Raphael zur allgemeinen Theorie und Entwicklung der Historiografie.

<sup>69</sup> ECKEL, ETZEMÜLLER, Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung, S. 16.

werden, und die über ganz verschiedene Bereiche der historischen Realität Aufschluss geben kann«<sup>70</sup>. Übertragen auf die europäische Historiografie des 19. Jahrhunderts zu Maria von Medici, ergeben die dargelegten methodischen und theoretischen Erkenntnisse drei große thematische Fragekomplexe, die es im Folgenden leitlinienartig in den verschiedenen Ländern und Zeitabschnitten zu untersuchen gilt. Erstens hatte der historiografische Text in dieser Zeit europaweit eine hohe ideologisch-politische Schlagkraft, weshalb er aktiv zur Ausgestaltung der nationalen Identität beitrug. Diese galt es aus der Vergangenheit heraus zu begründen, um die Gegenwart zu erklären und nationale Ziele für die Zukunft aufzuzeigen. Zweitens soll das Einwirken der geschlechterspezifischen Diskurse in die Darstellung und Wertung Marias von Medici untersucht werden. Hinzu kommt drittens der komparative, transnationale Ansatz, der in einem letzten großen Teil eventuelle Schwerpunktverlagerungen im gezeichneten Bild der Königin verdeutlichen soll. Kann man durch diesen Vergleich nationale Tendenzen herausarbeiten? Sind dabei parallele Entwicklungen, inhaltlich-interpretative Übernahmen oder bewusste Abgrenzungen zu erkennen?

#### 3.2 Geschichtsschreibung und Nationsbildung<sup>71</sup>

Der moderne Kampf- und Identifikationsbegriff der Nation zählt europaweit zu den zentralen handlungsleitenden Konzepten des 19. Jahrhunderts. Als politische Ausprägung des Vaterlands (*patrie*) und des Volkes (*peuple*) gewann der nationale Gedanke besonders in der postrevolutionären Phase zwischen 1815 und 1914 an Schlagkraft, als der breiten Öffentlichkeit im Prozess der »nationalen Akkulturation«<sup>72</sup> die Zugehörigkeit zur jeweiligen Nation erzieherisch nahegebracht und greifbar gemacht wurde. Es galt, die Nation historisch und gesellschaftlich im Volk zu verankern. Hierzu wurden europaweit stringente Erzählungen der Nation verfasst, die an die Stelle der Geschichte der Monarchie und Herrscher traten, vom Staat meist zentral gesteuert waren und eine

<sup>70</sup> Ibid., S. 21.

<sup>71</sup> Zum aktuellen Forschungsstand und den Fragen um die komplexe und wechselseitige Beziehung dieser beiden Entitäten vgl. Stefan BERGER, Christoph CONRAD, *The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe*, New York u. a. 2015. Diese Studie bietet einen sehr guten vergleichenden und transnationalen Überblick zu dem Thema.

<sup>72</sup> Maurice AGULHON, *Die nationale Frage in Frankreich. Geschichte und Anthropologie*, in: FRANÇOIS, SIEGRIST, VOGEL (Hg.), *Nation und Emotion*, S. 56–65, hier S. 58.

Homogenisierung des Nationsverständnisses anstreben<sup>73</sup>. Damit nahm das zunächst politische Moment der Nationsbildung eine kulturhistorische Dimension an.

### *Die Nation als imaginiertes Referenzsystem*

Unter den zahlreichen möglichen Definitionen des Nationsbegriffs wird für die Zwecke dieser Arbeit vornehmlich der konstruktivistische Ansatz berücksichtigt, wie er seit den 1980er Jahren ausgehend von Frankreich und dem englischsprachigen Raum entwickelt wurde. Dieser setzt mentalitäts- und diskursgeschichtlich an und ermöglicht damit eine Übertragung auf historiografiegeschichtliche Fragekomplexe. Die Nation wird aus dem konstruktivistischen Gesichtspunkt heraus vorwiegend als sinnstiftende, imaginierte Gemeinschaft verstanden, die zunächst nicht zwangsläufig aus rein geografischen oder anthropologischen Kriterien erwächst, sondern vielmehr ihre Identifikationspunkte im Laufe der Zeit selbst erzeugt.

Den dynamischen, sich kontextabhängig stets erneuernden Prozess des Nationsverständnisses arbeitete unter anderem Benedict Anderson 1983 in seinem Werk »Imagined Communities« heraus. Vorgestellt (*imagined*) ist die Nation deshalb, weil deren Mitglieder sich zwar nicht alle untereinander kennen, doch dank einer ihnen durch gemeinsame Bilder und Geschichten vor Augen geführte Existenz einer solchen Gemeinschaft gewahr sind und als übergeordnete gemeinsame identitätsstiftende Kategorie anerkennen<sup>74</sup>. Eric Hobsbawm fügte dem hinzu, dass sich Nationen vorwiegend rückwirkend schufen und legitimierten. In diesem teleologischen Vorgang der *invention of tradition* wurden bestimmte Merkmale und Bräuche als Ausdrucksform eines nationalen Geistes interpretiert, den es in seiner Ausformung historisch nachzuspüren galt<sup>75</sup>. Diese postmodernen Ansätze deuten die Nation demzufolge als entscheidbares Konstrukt, als abstrakten Gedanken und Ausdruck des Gemein-

<sup>73</sup> Vgl. Patrick CABANEL, *La question nationale au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1997, S. 9–18; Étienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE, *Das emotionale Fundament der Nationen*, in: Monika FLACKE (Hg.), *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama*, München, Berlin 2001, S. 17–32, hier S. 21f.

<sup>74</sup> Benedict ANDERSON, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, dt. Übersetzung, Frankfurt a. M. 1988, S. 15–17.

<sup>75</sup> Eric HOBSBAWM, *Das Erfinden von Traditionen*, in: Christoph CONRAD, Martina KESSEL (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998, S. 97–118, hier S. 98. Siehe auch Stefan BERGER, Mark DONOVAN, Kevin PASSMORE, *Apologias for the Nation-State in Western Europe since 1800*, in: DIES. (Hg.), *Writing National Histories. Western Europe since 1800*, London u. a. 1999, S. 3–14, hier S. 5f.

schaftssinns, der durch die kollektive Erinnerung und historische Referenzsysteme gespeist wird<sup>76</sup>.

Andersons und Hobsbawms komplementäre Definitionen der Nation als konstruierte Sinngemeinschaft heben zweifelsohne die Schlagkraft der Historiografie im Kontext der Nationsbildung hervor. Denn gerade über die Vergangenheit konnten Identifikationsmomente für die sich bildende Gemeinschaft vorgelegt und ausgeformt werden, sei es über bestimmte historische Ereignisse und Prozesse oder dank charismatischer Protagonisten.

### *Die Historiografie im Dienste der Nationswerdung*

Trotz unterschiedlicher Inhalte und Zielsetzungen wurde die Historiografie ab dem späten 18. Jahrhundert in allen europäischen Ländern zu Zwecken der Nationswerdung eingesetzt. Die westeuropäische Geschichtsschreibung befasste sich daher gemeinhin mit der vom Staat einzunehmenden Rolle im Prozess der Nationalisierung. Sie versuchte dabei, nationale Eigenschaften herauszuarbeiten und sogar die eigene Überlegenheit anzuführen und begründete den nationalen Sonderweg rückwirkend über die in einer stringenten Abfolge von Ereignissen dargelegte Vergangenheit<sup>77</sup>. Allgemeiner formuliert, können die Beschwörung der Einheit, Einzigartigkeit, Kontinuität und Unabhängigkeit der nationalen Schicksalsgemeinschaft als Grundthemen jedes nationalen Mythos gelten<sup>78</sup>.

Wesentliches Merkmal der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts war es zum Beispiel, sich auf eine auf die Gallier zurückgeführte nationale Tradition zu berufen und davon ausgehend die Fortdauer und vor allem Widerstands- und Überlebensfähigkeit des französischen Geistes über die Jahrhunderte hinweg nachzuweisen. Diese historische Kontinuität des Nationalgeistes, der den Widrigkeiten der Geschichte unablässig trotzte, sollte die Garantie dafür sein, dass Frankreich auch in Zukunft den Anfechtungen standhalten

<sup>76</sup> Vgl. Claude-Gilbert DUBOIS, Qu'est-ce qu'une nation? Conscience d'identité et respect de l'altérité, in: DERS. (Hg.), L'imaginaire de la nation (1792–1992), Bordeaux 1991, S. 19–32, hier S. 20.

<sup>77</sup> BERGER, DONOVAN, PASSMORE, Apologias for the Nation-State, S. 6–11; Blaise WILFERT-PORTAL, Nation et nationalisme, in: DELACROIX u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 2, S. 1090–1102, hier S. 1091.

<sup>78</sup> François HARTOG, Jacques REVEL, Note de conjoncture historiographique, in: DIES. (Hg.), Les usages politiques du passé, Paris 2001, S. 13–24, hier S. 14–16.

würde<sup>79</sup>. Wie wurde vor diesem Hintergrund eine »landfremde« Königin wie Maria von Medici bewertet?

Die Herausbildung solcher historisch untermalter Nationaldiskurse verlief europaweit in keinem Land unumstritten, sei es im Hinblick auf die ausgeführten Inhalte oder deren politische Instrumentalisierung<sup>80</sup>. Dies löste gegebenenfalls sogar heftige innerstaatliche ideologische und publizistische Debatten hinsichtlich der Deutungshoheit über die Vergangenheit und die daraus abzuleitenden »nationalen« Werte aus<sup>81</sup>. Solche Prozesse gilt es daher auch in dieser Arbeit zu beleuchten, da der Nationalismus keiner politischen Strömung klar zuzuordnen ist. Die historische Schilderung einer gemeinsamen Vergangenheit wurde vielmehr von verschiedenen ideologischen Strömungen geleistet, sei es als Beweis für den liberalen Fortschrittsgedanken, als nostalgisch konnotierte konservative Retrospektive oder als Kampfangument nationaler Einheitsbewegungen. Man müsste daher vielmehr von »Nationalismen« sprechen, da der nationale Gedanke in jedem Land verschiedene Färbungen hatte.

Im Falle Frankreichs wird etwa häufig fehlerhaft die Bezeichnung »republikanisch« synonymisch für »national« eingesetzt, so auch im Bereich der Historiografie. Dies resultiert aus der ab 1870 mithilfe der Schulbildung immer weiterreichenden Durchsetzung des republikanischen Diskurses über die Nation. Nichtsdestotrotz darf unter anderem das monarchistisch-konservative Nationsverständnis nicht außer Acht gelassen werden. Es ähnelte zwar dem republikanischen Verständnis der Nation dahingehend, dass es ebenfalls dem eigenen Land eine über die Geschichte legitimierte übergeordnete Stellung unter den Völkern zugestand, doch widersetzte es sich ansonsten vehement der im späten 19. Jahrhundert zunehmenden flächendeckenden patriotischen Erziehung und republikanischen Kanonisierung bestimmter Ereignisse und historischer Figuren<sup>82</sup>. Im Hinblick auf Maria von Medici sollte also beispielsweise auch untersucht werden, ob sich deren konservative Deutung im 19. Jahrhun-

<sup>79</sup> FRANÇOIS, SCHULZE, *Das emotionale Fundament der Nationen*, S. 21; CABANEL, *La question nationale au XIX<sup>e</sup> siècle*, S. 18.

<sup>80</sup> An dieser Stelle sei auf die bislang achtbändige Reihe »Writing the Nation« hingewiesen, die von Berger, Conrad und Marchal seit 2008 herausgegeben wird. Sie bietet eine Zusammenfassung der Ergebnisse, die zwischen 2003 und 2008 im Rahmen des von der European Science Foundation geförderten Forschungsprojekts »Representations of the Past. The Writing of National Histories in 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Century Europe« hervorgingen. Ziel ist der transnationale Vergleich der Narrative, Entstehungsbedingungen, Motive usw. der europäischen Nationalhistoriografien.

<sup>81</sup> BERGER, DONOVAN, PASSMORE, *Apologias for the Nation-State*, S. 11.

<sup>82</sup> AGULHON, *Die nationale Frage in Frankreich*, S. 58: »Im postrevolutionären Frankreich [...] stimmten selbst die entgegengesetzten Ideologien im Hinblick auf die Legitimität und das Existenzrecht der Nation überein. Selbstverständlich ist es nicht dasselbe,

dert bewusst von der liberalen oder republikanischen abgrenzte, doch auch, ob innerhalb der konservativen, liberalen oder republikanischen Kräfte ein allgemeiner Konsens herrschte.

Um den Aussagen der Nationalgeschichtsschreibung mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, entwickelte sich im 19. Jahrhundert, ausgehend von Deutschland, europaweit eine vom Staat aktiv geförderte Verwissenschaftlichung des Fachs, das zunehmend für sich beanspruchte, sich den Maßstäben der Naturwissenschaften anzunähern<sup>83</sup>. Zentraler Bestandteil dieser Entwicklung war die Professionalisierung des Historikerberufs durch die Reformierung der universitären Ausbildung, die Ausarbeitung eines Methodenapparats, der einen transparenten und einheitlichen Umgang mit den Quellen zu regeln suchte, und nicht zuletzt die Gründung oder Neustrukturierung von staatlicherseits ideell und finanziell geförderten Einrichtungen wie Archiven und Bibliotheken. Aus dieser nationalpolitischen Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft heraus erwuchs das große Paradoxon der Historiografie des 19. Jahrhunderts, wonach gerade im Kontext der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung auch die Ausarbeitung nationaler Mythen am produktivsten war<sup>84</sup>. Dieser offensichtlichen Ambivalenz muss bei der Auswertung der Quellen Rechnung getragen werden.

### *Hinterfragung nationaler Metanarrative*

In Frankreich ist der Beitrag der Historiografie zur Festigung der Nation bislang nur spärlich untersucht worden. Wie Heinz-Gerhard Haupt zu Recht vermutet, ist dieses Forschungsdesiderat teilweise der Tatsache geschuldet, dass die nationalen Erzählungen als fester Bestandteil des republikanischen Frankreichs bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weiterhin heraufbeschworen wurden und dabei nichts von ihrer mobilisierenden und identitätsstiftenden Schlagkraft eingebüßt hatten. Mit dem Verlust der Großmachtstellung, so Haupt weiter, ging in Frankreich jedoch allmählich eine Auseinandersetzung

ob man Frankreich liebt, weil es im Grunde christlich ist, [...] wie die Vertreter der Gegenrevolution oder des katholischen Traditionalismus meinten; oder aber weil es das Land der Revolution und des neuen Rechts sowie der Vorläufer der emanzipierten Völker ist, wie die Revolutionäre und, in ihrem Gefolge, die Linken betonten. Praktisch lief das aufs gleiche hinaus: Man war bereit, dem Land in Kriegszeiten zu dienen und, wenn nötig, dafür im Kampf zu sterben«.

<sup>83</sup> Gabriel MONOD, *Du progrès des études historiques en France depuis le XVII<sup>e</sup> siècle*, in: *Revue historique* 1 (1876), S. 5–38, hier S. 26f.; Markus VÖLKEL, *Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive*, Köln u. a. 2006, S. 279–281.

<sup>84</sup> FRANÇOIS, SCHULZE, *Das emotionale Fundament der Nationen*, S. 18.

mit der auch in der Geschichtsschreibung vermittelten Überzeugung einher, es habe sich über die Jahrhunderte zielstrebig und fortschrittsorientiert als Nation ausgeformt<sup>85</sup>. Pierre Noras kulturhistorischer Ansatz, die französische Nation primär als legitimierende und gemeinschaftsstiftende symbolische Realität zu definieren, ist unter dem Aspekt durchaus als innovativ und richtungsweisend zu betrachten<sup>86</sup>. Das von ihm beobachtete geschärfte historiografiegeschichtliche Bewusstsein seit den 1970er Jahren förderte ihm zufolge nämlich einen kritischen Umgang mit den bislang von der Geschichtsschreibung abgerufenen, im Gedächtnis lebendig gehaltenen historischen Traditionen zur Stärkung der nationalen Identität. Mehr als das:

Dans un pays comme la France, l'histoire de l'histoire ne peut être une opération innocente. Elle traduit la subversion intérieure d'une histoire-mémoire par une histoire-critique. [...] La naissance d'un souci historiographique, c'est l'histoire qui se met en devoir de traquer en elle ce qui n'est pas elle, se découvrant victime de la mémoire et faisant effort pour s'en délivrer<sup>87</sup>.

Die einsetzende Emanzipation der Historiografie vom nationalen Gedächtnis erwirke somit ein Aufbrechen der im 19. Jahrhundert geförderten Fusion von Historiografie, Erinnerungskultur und Nation und rüttle damit an den Grundfesten der Nation<sup>88</sup>. Sein Konzept der Erinnerungsorte (*lieux de mémoire*) umfasst die Überreste einer ehemals lebendigen nationalen Gedenkkultur, die dieser Entsakralisierung standhielten<sup>89</sup>. Wenngleich Noras Studien nicht als theoretischer Ansatz für diese Arbeit dienen können, soll festgehalten werden, dass seine Theorie in Frankreich das Bewusstsein für die ikonoklastische Schlagkraft der Historiografiegeschichte schärfte, und dies besonders im Hinblick auf die nationalen Metanarrative des 19. Jahrhunderts.

<sup>85</sup> Heinz-Gerhard HAUPT, Der Nationalismus in der neueren deutschen und französischen Geschichtswissenschaft, in: FRANÇOIS, SIEGRIST, VOGEL (Hg.), Nation und Emotion, S. 39–55, hier S. 39–44. Das von Haupt 1995 festgestellte Desiderat der französischen Nationalismusforschung hinsichtlich der Untersuchung der politischen Instrumentalisierung des Nationalismus gilt bis heute. Die Forschungen über den Nationalismus haben in Frankreich weiterhin eine stark kulturhistorische Färbung, die derzeit von Studien zu ehemaligen Kolonien, zum Regionalismus und der Sprache ergänzt wird. Es sind also nach wie vor vorwiegend nichtfranzösische Historiker, die sich mit den Problemen, Mechanismen, Phasen und Protagonisten des französischen Nationalismus befassen (u. a. Eugen Weber und Gilbert Ziebur).

<sup>86</sup> Ibid., S. 40f.

<sup>87</sup> Pierre NORA, Entre mémoire et histoire. La problématique des lieux, in: DERS. (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. 1, Paris 1984, S. XVII–XLII, hier S. XXXf.

<sup>88</sup> Ibid., S. XXI.

<sup>89</sup> Ibid., S. XXIIIff.



Einen wichtigen Beitrag zu dem von Nora beschriebenen historiografiegeschichtlichen traditionskritischen Prozess in Frankreich hat zweifelsohne Christian Amalvi geleistet, der sich seit den 1970er Jahren gezielt mit den in der Geschichtsschreibung und den Schulbüchern der Dritten Republik verherrlichten Persönlichkeiten und Ereignissen befasst hat<sup>90</sup>. Seitdem sind in einem ähnlichen Ansatz vorwiegend Monografien veröffentlicht worden, die die Rezeption bestimmter historischer Figuren über einen längeren Zeitraum untersuchen. Die erste substantielle Studie lieferte hierfür 1989 der deutsche Historiker Gerd Krumeich mit seiner Studie über das Bild von Jeanne d'Arc im 19. Jahrhundert<sup>91</sup>. Zum Ancien Régime erschienen dann in den Folgejahren: »Henri IV. Images d'un roi entre réalité et mythe« (1996) von Danièle Thomas über die Ikonografie um den ersten Bourbonenkönig zwischen 1589 und 1914, »Sully à travers l'histoire. Les avatars d'un mythe politique« (2001) von Laurent Avezou, sowie vom gleichen Autor der Aufsatz »Louis XII, père du peuple. Grandeur et décadence d'un mythe politique« (2003), wie auch der Gemeinschaftsband »La légende de Richelieu« (2008). Nathalie Petiteau befasste sich zudem mit Napoleon in der 1999 erschienenen Studie »Napoléon. De la mythologie à l'histoire«<sup>92</sup>. Aus den wenigen rezeptionsgeschichtlichen Monografien über Frauen sticht vor allem »Marguerite de Valois. Histoire d'une femme, his-

<sup>90</sup> Siehe z. B. Christian AMALVI, *Les héros de l'histoire de France. Recherche iconographique sur le panthéon scolaire de la Troisième République*, Paris 1979; DERS., *De l'art et la manière d'accommoder les héros de l'histoire de France. De Vercingétorix à la Révolution*, Paris 1988; DERS., *Les héros de l'histoire de France. Comment les personnages illustres de la France sont devenus familiers aux Français*, Toulouse 2001; DERS., *Le cardinal Mazarin dans les manuels scolaires et la littérature de vulgarisation, de 1830 à 1990*, in: Isabelle DE CONIHOUT, Patrick MICHEL (Hg.), *Mazarin, les lettres et les arts*, Paris 2006, S. 391–396; DERS., *Les héros des Français. Controverses autour de la mémoire nationale*, Paris 2011. Ein weiterer Historiker, der sich eingehend mit der Rezeption historischer Figuren, wie auch der Untersuchung und Hinterfragung der französischen Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts befasst, ist Avezou, siehe z. B. Laurent AVEZOU, *Raconter la France. Histoire d'une histoire*, Paris <sup>2</sup>2013.

<sup>91</sup> Siehe Gerd KRUMEICH, *Jeanne d'Arc in der Geschichte. Historiographie – Politik – Kultur*, Sigmaringen 1989.

<sup>92</sup> Siehe AVEZOU, *Sully à travers l'histoire*; DERS., *Louis XII, père du peuple. Grandeur et décadence d'un mythe politique, du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle*, in: *Revue historique* 625 (2003), S. 95–125; DERS., *Françoise HILDESHEIMER, Christophe VITAL (Hg.), La légende de Richelieu*, Paris 2008; Nathalie PETITEAU, *Napoléon. De la mythologie à l'histoire*, Paris 1999; Danièle THOMAS, *Henri IV. Images d'un roi entre réalité et mythe*, Pau 1996. Es sei außerdem darauf hingewiesen, dass die 2002 von Avezou eingereichte Dissertation »La légende de Richelieu. Fortune posthume d'un rôle historique du XVII<sup>e</sup> au XX<sup>e</sup> siècle« unveröffentlicht blieb.

toire d'un mythe« (1993) über die berühmt-berüchtigte »reine Margot«, erste Frau Heinrichs IV., von Éliane Viennot hervor<sup>93</sup>.

### *Der französische Nationalmythos als Meistererzählung des 19. Jahrhunderts*

Besonders augenfällig in all den hier angeführten Titeln rezeptionsgeschichtlicher Studien zu bekannten Figuren der französischen Geschichte ist die wiederkehrende Verwendung des Mythosbegriffs<sup>94</sup>. Der Mythos gilt gemeinhin als Glaube an ein Ereignis, eine Person oder Phänomen, der dem Erhalt und der Tradierung bestimmter Werte in einem gegebenen Kontext dient<sup>95</sup>. In historisch legitimierten politischen Mythen werden diese Werte Figuren der Vergangenheit zugeschrieben, die sie verkörpern, und die es von Seiten des Lesers wiederum auf den eigenen gesellschaftlichen Lebensbereich zu übertragen gilt. Ein Historiker, der die Mythisierung eines historischen Protagonisten untersucht, muss sich daher stets mit der kontextbezogenen Instrumentalisierung der damit einhergehenden symbolischen Dimension auseinandersetzen<sup>96</sup>. Solche historischen Mythen sind schon im Mittelalter und der Neuzeit nachweisbar, doch verstärkte sich deren Ausbreitung parallel zum Nationalismus, der die Masse zu erreichen suchte<sup>97</sup>.

Die Historikerin Suzanne Citron war in den späten 1980er Jahren die Erste, die in Frankreich mit ihrem Werk »Le mythe national. L'histoire de France en question« (1987) auf die Ambivalenz zwischen wissenschaftlichen und mythisch-sakralen Elementen im französischen Geschichtsbewusstsein hinwies und hierbei den Begriff des Nationalmythos prägte<sup>98</sup>. Dessen Herausbildung datierte sie in das 19. Jahrhundert und somit den Kontext der Ausfor-

<sup>93</sup> Siehe Éliane VIENNOT, Marguerite de Valois. Histoire d'une femme, histoire d'un mythe, Paris 1993.

<sup>94</sup> Siehe hierfür außerdem das frühe Werk Claude BILLARD, Pierre GUIBBERT, Histoire mythologique des Français, Paris 1976 u. Laurent AVEZOU, Les mythes de l'histoire de France, Paris 2013. Beide Titel greifen ebenfalls den Mythosbegriff im Hinblick auf die französische Geschichte auf.

<sup>95</sup> DERS., Sully, Richelieu. Deux mythes en parallèle, in: Hypothèses 2000. Travaux de l'école doctorale d'histoire de l'université de Paris I Panthéon-Sorbonne (2001), S. 41–48, hier S. 42 u. DERS., Sully à travers l'histoire, S. 3f.

<sup>96</sup> DERS., Sully, Richelieu. Deux mythes en parallèle, S. 43.

<sup>97</sup> Vgl. Dieter LANGEWIESCHE, Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000, S. 25f.

<sup>98</sup> Für die folgenden Ausführungen vgl. Yves BIZEUL, Reaktivierungsversuche des Nationalmythos. Die Suche nach der verlorenen Orientierung, in: DERS. (Hg.), Rekonstruktion des Nationalmythos? Frankreich, Deutschland und die Ukraine im Vergleich, Göt-

mung des Nationalstaats zurück. Der Nationalmythos setzt sich aus historischen Erzählungen zusammen, die einen vermeintlichen Ursprung sowie den Werdegang und die Kontinuität der Nation sinn- und identitätsstiftend vermitteln. Die Geschichte wird dabei linear und teleologisch auf den Nationalstaat der Gegenwart hin anachronistisch gedeutet, um diesen zu legitimieren. Rudolf Speth zufolge verläuft daher die Ausformung eines nationalen Mythos auch stets pauschalisierend, denn »[d]ie Mythisierung des Nationalen will Ordnung erzeugen, die Kontingenz der Ereignisse unsichtbar machen und den Horizont der Alternativen eingrenzen und verdunkeln. Nationale Mythen sind fundierende Erzählungen, die versuchen, historische Entwicklungen zu neutralisieren oder sie als Energie für weitere geschichtliche Entwicklungen zu nutzen«<sup>99</sup>.

Ein Merkmal des nationalen Mythos ist dessen progressive Ausrichtung im Sinne des modernen Fortschrittgedankens, der sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts etablierte. In diesem Verständnis oblag dem Menschen, was im religiösen Kontext Gott zusteht, nämlich die Vollendung einer verbesserungswürdigen Welt<sup>100</sup>. Der nationale Mythos kann demnach im 19. Jahrhundert als politischer Ersatz für religiöse, heilsgeschichtliche Weltanschauungen verstanden werden. Der nationalpolitische Diskurs ist allerdings damit nicht zwangsläufig säkularisiert, da er häufig auf sakrale Elemente rekurriert. Raoul Girardet arbeitete in diesem Zusammenhang in »Mythes et mythologies politiques« (1986) vier grundlegende Kategorien des politischen Mythos heraus, die meist zusammenwirken: der Mythos des goldenen Zeitalters, der Erlösermythos, der Verschwörungsmithos und schließlich der Einheitsmythos<sup>101</sup>.

Der soeben ausgeführte Typus des Nationalmythos ist der Gattung der Meistererzählungen (*grands récits/master narratives*) zuzuordnen<sup>102</sup>. Dieser Überbegriff bezieht sich heutzutage meist auf die Metanarrative, die insbeson-

tingen 2013, S. 9–33, hier S. 9–11; Suzanne CITRON, *Le mythe national. L'histoire de France en question*, Paris 1987, S. 7–13; DIES., *Der Nationalmythos in Frankreich*, in: Yves BIZEUL (Hg.), *Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen*, Berlin 2000, S. 43–57, hier S. 46–49.

<sup>99</sup> Rudolf SPETH, *Nation und Revolution. Politische Mythen im 19. Jahrhundert*, Oldenburg 2000, S. 155.

<sup>100</sup> Jan FREE, *Zur Theorie des nationalen Mythos. Eine Begriffserklärung*, Oldenburg 2007, S. 174.

<sup>101</sup> Vgl. Raoul GIRARDET, *Mythes et mythologies politiques*, Paris 1986; BIZEUL, *Reaktivierungsversuche des Nationalmythos*, S. 11.

<sup>102</sup> Zur Theorie und den verschiedenen Forschungsansätzen über Metanarrative vgl. u. a. Konrad H. JARAUSCH, Martin SABROW, »Meistererzählung«. Zur Karriere eines Begriffs, in: DIES. (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2002, S. 9–32; Matthias MIDDELL, Monika GIBAS, Frank HADLER, *Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen*.

dere den Prozess der Nationswerdung im 19. Jahrhundert europaweit begleiten. Der in den 1980er Jahren im Zuge der von den postmodernen Kulturwissenschaften ausgelösten Narrativitätsdebatte geschaffene Terminus betrifft allerdings auch andere Wissenschaften. Die Historiker sprechen daher seit den wegweisenden Studien von Hayden White von »historischen Meistererzählungen«, wenngleich er selbst diesen Begriff nicht verwendete. Er war indes der Erste, der darauf hinwies, dass Geschichte nie voraussetzungslos geschrieben wird und einer im Erzählprozess erzeugten sinnstiftenden Anordnung folgt<sup>103</sup>.

Eine historische Meistererzählung kann gemeinhin als identitätsstiftende, kohärente und meist auf den Nationalstaat hin ausgerichtete Darstellung der Vergangenheit definiert werden, die zu einer bestimmten Zeit für eine gegebene Gesellschaft eine öffentliche Dominanz erlangte. Sie gilt als normative Deutung der Geschichte, der man sich entweder unterordnen oder von der man sich abgrenzen kann. Solange das jeweilige Narrativ die Identifikationsbedürfnisse einer Gesellschaft abdeckt und beantwortet, wird es angenommen<sup>104</sup>. Historische beziehungsweise nationale Meistererzählungen sind somit auf eine breite gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen, um sich dauerhaft halten zu können<sup>105</sup>. Einmal etabliert, ist es allerdings meist schwer, ihren konstruierten Charakter zu hinterfragen<sup>106</sup>. Historische Metanarrative sind demzufolge Ausdruck eines Nationalgefühls, das sich aus einer »diffuse[n] Mischung von kognitiven und emotionalen, kollektiven und individuellen Elementen, formellen und informellen Rollen und Erwartungen«<sup>107</sup> zusammensetzt und nationale Kräfte bündeln und gegebenenfalls mobilisieren kann.

Was ist nun aber mit den Figuren am Rande des nationalpolitischen Mythos, deren historische Funktion teils minimiert, schlecht gemacht oder gar verleugnet wurde? Welche Rolle nehmen sie in der zielgerichteten Erzählung der Nationsbildung ein? Nützen sie der reinen Aufwertung idealisierter Personen oder vermitteln sie als eigenständige Akteure, sozusagen *ex negativo*,

Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: DIES. (Hg.), Zugänge zu historischen Meistererzählungen, Leipzig 2000, S. 7–35; Frank REXROTH, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: DERS. (Hg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen, München 2007, S. 1–22.

<sup>103</sup> Siehe hierfür JARAUSCH, SABROW, »Meistererzählung«, S. 13; REXROTH, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung, S. 4f.

<sup>104</sup> Vgl. MIDDELL, GIBAS, HADLER, Sinnstiftung und Systemlegitimation, S. 24–26; JARAUSCH, SABROW, »Meistererzählung«, S. 16.

<sup>105</sup> MIDDELL, GIBAS, HADLER, Sinnstiftung und Systemlegitimation, S. 26.

<sup>106</sup> CONRAD, CONRAD, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 30.

<sup>107</sup> Étienne FRANÇOIS, Hannes SIEGRIST, Jakob VOGEL, Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen, in: DIES. (Hg.), Nation und Emotion, S. 13–35, hier S. 15.

bestimmte Wertekomplexe entsprechend der von Girardet erarbeiteten Mythoskategorien? Umfassende rezeptionsgeschichtliche Studien zu solchen, in der nationalen Erinnerung negativ konnotierten Figuren gibt es in Frankreich zumindest bislang noch nicht<sup>108</sup>.

Gerade Maria von Medici bietet hierfür eine Vielzahl an interessanten Perspektiven, da sie in der Nachwelt nicht nur im Schatten einer einzigen, sondern gleich dreier charismatischer Figuren stand, nämlich Heinrichs IV., Sullys und Richelieus. Die zentrale Rolle dieser drei Männer in der Nationalgeschichte bezeugen zweifelsohne die weiter oben bereits angeführten einschlägigen rezeptionsgeschichtlichen Studien. Außerdem verkörperte Maria von Medici als Frau, Ausländerin und Katholikin gleich drei Gruppen, die an den Rand der nationalen Gemeinschaft gedrängt wurden. Was sollte der Nation anhand des negativen, ja teilweise sogar abschreckenden Beispiels Marias nahegelegt werden? Kann man dabei Abweichungen innerhalb eines nationalen Diskurses oder gar in einer vergleichenden internationalen Perspektive feststellen? Wie sind diese zu erklären?

### *Über die Funktion nationaler Stereotype*

Eine europaweit nachweisbare Eigenschaft der historischen Metanarrative des 19. Jahrhunderts ist der Rückgriff auf teils jahrhundertealte Stereotype, mittels derer Feind- oder zumindest Fremdbilder untermauert wurden<sup>109</sup>. Stereotype sind »subjektive, von Emotionen beeinflusste und verallgemeinernde Werturteile [...], die auf Gruppen von Menschen angewendet werden (beziehungsweise auf Einzelne als Mitglieder einer Gruppe)«<sup>110</sup>. Sie werden durch das soziale Umfeld geprägt und sagen demnach viel über die Gesellschaft aus, die sie im öffentlichen Diskurs hervorbringt, umdeutet und einsetzt<sup>111</sup>. Aufgabe der historischen Stereotypenforschung ist es daher, die Entstehung, den Wandel und die kontextbezogene Verwendung solcher emotional behafteten Bilder mentalitäts-

<sup>108</sup> Siehe Chantal GRELL, Anne d'Autriche et ses juges, in: DIES. (Hg.), Anne d'Autriche. Infante d'Espagne et reine de France, Paris 2009, S. 348–397. Dieser aufschlussreiche Aufsatz über die Rezeption der Schwiegertochter Marias, Königin Anna von Österreich (1601–1666), im 19. Jahrhundert, der zudem inhaltlich viele Parallelen zur vorliegenden Arbeit aufweist, hat bislang nicht in eine umfangreichere Monografie gemündet.

<sup>109</sup> CONRAD, CONRAD, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 20.

<sup>110</sup> Hans Henning HAHN, Eva HAHN, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, in: Hans Henning HAHN (Hg.), Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 17–56, hier S. 21.

<sup>111</sup> *Ibid.*, S. 27.

geschichtlich zu untersuchen, denn, so Michael Jeismann, »die Aussagen sind gleichgeblieben, aber sie bedeuten zu den verschiedenen Zeiten nicht dasselbe«<sup>112</sup>. Für den Historiker ist es allerdings teils äußerst schwer auszumachen, ob der Verfasser der jeweiligen Quelle bestimmte Stereotype mit Vorsatz einsetzte oder unbewusst rezipierte<sup>113</sup>.

Nationale Stereotype beziehen sich auf Bilder, die einen Beitrag zur Identitätskonstruktion leisten, weil sie durch Abgrenzung zum »Anderen« hin zwangsläufig spezifische, einende nationale Eigenschaften hervorheben – ja sogar die eigene Überlegenheit betonen<sup>114</sup>. Die Verbreitung und Wirkungsmacht nationaler Stereotype nahm im 19. Jahrhundert eindeutig zu. Eva und Hans Henning Hahn nennen hierfür drei Gründe: Neben der Verdichtung öffentlicher Kommunikation spielte der Prozess der Nationsbildung zu dieser Zeit politisch und gesellschaftlich eine zentrale Rolle. Nicht zuletzt waren damals die zwischenstaatlichen Beziehungen zunehmend von der Vorstellung eines Antagonismus und einer Konkurrenz zwischen den Nationen geprägt<sup>115</sup>.

Der Rückgriff auf nationale Stereotype in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts diente der Legitimierung einer auf die jeweilige Nation zugeschnittene Deutung der Vergangenheit und Gegenwart. Brisant ist ein solches Vorgehen vor allem dann, wenn die zunächst rein emotional-subjektive Ebene des Stereotyps durch die augenscheinlich wissenschaftliche Argumentation des Textes objektiviert wird, um Selbstvergewisserung durch Abgrenzung zu stiften. Unter dem Einfluss äußeren Drucks oder einer Bedrohung kann die eigene Identität stärker behauptet werden und somit verschärfte Ausdrucksformen annehmen.

Wie entwickelt sich die Wahrnehmung Marias von Medici im 19. Jahrhundert, die als Italienerin und Habsburgerin gleich mehrere alte Feindbilder Frankreichs in ihrer Person vereinte? Auf welche historischen Erfahrungen und Traditionslinien beriefen sich die Historiker, um die nationalen Stereotype zu untermauern, die sie anhand der Person Marias einsetzten? In welchem politischen Kontext waren die politischen Implikationen der auf Maria angewandten Stereotype besonders wirkmächtig? Bedenkt man überdies, dass die historischen Meistererzählungen des 19. Jahrhunderts den ideologischen, kulturpoliti-

<sup>112</sup> Michael JEISMANN, Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln?, in: Jürgen LINK, Wulf WÜLFING (Hg.), Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Stuttgart 1991, S. 84–93, hier S. 86.

<sup>113</sup> HAHN, HAHN, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 41.

<sup>114</sup> Vgl. BERGER, CONRAD, The Past as History, S. 8; HAHN, HAHN, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 27–35; LANGEWIESCHE, Nation, S. 49–54.

<sup>115</sup> Vgl. HAHN, HAHN, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 52f.

schen und nationalhistorischen Rahmen für die Entstehung der modernen Nationen stellten, dient eine kritische Auseinandersetzung mit der ihnen innewohnenden undurchdringlichen Vermengung subjektiver und sachlicher Kategorien zwangsläufig dem besseren Verständnis der eigenen Identität und der Bilder, die sie nährten.

### 3.3 Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung geht ursprünglich auf den Feminismus zurück, hat sich aber weitestgehend verselbständigt. Ihr Untersuchungsgegenstand des »Geschlechts« (*gender/genre*) wird als kulturhistorisch und gesellschaftlich konstruierte Kategorie definiert<sup>116</sup>. Die Geschlechtergeschichte grenzt sich von der Frauengeschichte dahingehend ab, als dass sie keine eigenständige, bislang ignorierte Sicht der Frau in der Geschichte aufdecken möchte, sondern vielmehr bei den identitätskonstituierenden Interaktionen zwischen den Geschlechtern ansetzt<sup>117</sup>. Die Kulturhistorikerin Natalie Zemon Davis fasste das Ziel der Geschlechterforschung daher wie folgt zusammen: »Our goal is to understand the significance of the sexes, of gender groups in the historical past«<sup>118</sup>.

#### *Geschichtsschreibung als männerdominiertes Feld*

Die Geschlechterforschung findet ebenfalls Anwendung in der Historiografiegeschichte. Obgleich diese Studie nicht der Rahmen ist, um die zahlreichen, teils sehr polemischen Debatten innerhalb der Geschlechterforschung zu rezipieren, ist die Berücksichtigung der Geschlechterproblematik dennoch von

<sup>116</sup> Die Kontroversen um den Geschlechtsbegriff innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung sollen hier nicht weiter ausgeführt werden, siehe dazu Claudia OPITZ-BELAKHAL, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M., New York <sup>2</sup>2018, S. 12–41.

<sup>117</sup> Vgl. Georges DUBY, Michelle PERROT, *Écrire l'histoire des femmes*, in: Pauline SCHMITT-PANTEL (Hg.), *Histoire des femmes en Occident*, Bd. 1: L'Antiquité, Paris 1990, S. 8–18, hier S. 14f.; OPITZ-BELAKHAL, *Geschlechtergeschichte*, S. 12f.; Annette SIMONIS, *Das Undurchsichtige begreifen. Geschichte und gender*, in: Daniel FULDA, Silvia Serena TSCHOPP (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Berlin u. a. 2002, S. 221–245, hier S. 225. Siehe außerdem Hans MEDICK, Anne-Charlott TREPP (Hg.), *Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998.

<sup>118</sup> Natalie Zemon DAVIS, »Women's History« in Transition. The European Case, in: *Feminist Studies* 3 (1976), S. 83–103, hier S. 90.

zentraler Bedeutung. Bei einer quantitativen Analyse des Quellenkorpus aus dem 19. Jahrhundert über Maria von Medici ist nämlich zunächst augenfällig, dass es sich dabei hauptsächlich um Texte männlicher Geschichtsschreiber handelt<sup>119</sup>. Bislang in der historiografiegeschichtlichen Forschung noch zu wenig beachtet, geht es aber

nicht nur um den offensichtlichen Befund, dass weibliche Historiker in der Geschichte der Disziplin lange Zeit kaum vertreten waren [...]. Eine weit fundamentalere Problematik gründet sich auf die Vermutung, dass die männliche Hegemonie über das Fach nicht nur die personelle Zusammensetzung, sondern auch die epistemologischen und interpretativen Grundlagen der Geschichtsschreibung beeinflusst und geprägt haben könnte<sup>120</sup>.

Geschlechterforscher haben in einschlägigen Studien eine Diskrepanz zwischen dem universalen Anspruch, den die westeuropäischen Nationalgeschichten im 19. Jahrhundert vertraten, und dem zur selben Zeit vollzogenen Ausschluss von Frauen, sei es als historische Akteurinnen oder als Autorinnen von Geschichtswerken, festgestellt<sup>121</sup>. Zwar sollte die Einwirkung geschlechterbezogener Diskurse in der Ausgestaltung des Bilds Marias von Medici nicht als einzige Lesart dienen, da sie meist in multikausale Argumentationsstränge eingebettet sind, doch ergeben sich aus diesem Ansatz heraus für die hier untersuchten Quellen unweigerlich drei wesentliche Leitgedanken, nämlich die Frage nach weiblicher Geschichtsschreibung, die Aufdeckung prädominanter männlich geprägter Diskurse und schließlich die Beachtung der engen Verquickung der Konzepte Nation und Geschlecht in den nationalen Metanarrativen.

### *Weibliche Historiker*

Wie soeben angeführt, stellten die Historikerinnen, die sich im 19. Jahrhundert mit der Figur Marias von Medici befassten, eine deutliche Minderheit dar. Geschlechterforscher konnten die Verdrängung weiblicher Geschichtsschreiber

<sup>119</sup> Unter den 46 französischen Autoren des vorliegenden Quellenkorpus sind sechs Frauen zu verzeichnen, was etwa 13 Prozent entspricht. In Belgien und Deutschland sind keine Autorinnen bekannt, die sich mit Maria befassten. Ganz anders im englischsprachigen Raum, in dem drei der sieben untersuchten Autoren Frauen sind, was fast der Hälfte entspricht. Diese Zahlen geben durchaus Tendenzen wieder.

<sup>120</sup> CONRAD, CONRAD, *Wie vergleicht man Historiographien?*, S. 29.

<sup>121</sup> Vgl. hierfür z. B. Ida BLOM, Karen HAGEMANN, Catherine HALL (Hg.), *Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century*, Oxford u. a. 2000; Bonnie G. SMITH, *The Gender of History. Men, Women and Historical Practice*, Cambridge (Mass.), London 1998.



als ein Phänomen der Mitte des 19. Jahrhunderts verorten, das mit der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung des Fachs einherging und die Historiografie zu einer »männliche[n] Institution«<sup>122</sup> ausformte. Zuvor hatten Frauen noch über gewisse Freiräume verfügt, um geschlechterbedingte Forschungshindernisse wie den eingeschränkten Zugang zu bestimmten Institutionen oder eine unzureichende propädeutische Unterweisung auszugleichen<sup>123</sup>. Geschichtsschreiberinnen hatten überdies auf derartige Barrieren reagiert, indem sie sich von der von Männern betriebenen und als höherwertig erachteten allgemeinen Geschichte distanzieren und meist Partikulargeschichte betrieben, insbesondere im Bereich der als literarisch gehandelten Gattung der Biografie<sup>124</sup>. Historikerinnen können in der vorliegenden Studie demnach nur dann einbezogen werden, wenn der Fokus auf nicht-akademische Texte erweitert wird, ohne diese sofort als reine Literatur oder gar als laienhafte, um nicht zu sagen amateurhafte Geschichtsschreibung zu verwerfen<sup>125</sup>.

Diese Fragekomplexe zu weiblicher Geschichtsschreibung sind im Hinblick auf die Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert alles andere als trivial, denn ein von Davis und anderen Forscherinnen häufig angeführtes Beispiel für eine solche Historikerin ist die Gelehrte Marie Thiroux d'Arconville, die 1774 eine dreibändige »Vie de Marie de Médicis« veröffentlichen ließ. Neben Thiroux werden außerdem häufig Louise de Kéralio und Félicité de Genlis als Vorreiterinnen weiblicher Geschichtsschreibung im frühen 19. Jahrhundert angeführt<sup>126</sup>. Interessanterweise befassten sie sich alle<sup>127</sup>, wenngleich auch mehr oder weniger intensiv, so doch ausnahmslos, mit der zweiten Medici-Regentin. Für den englischsprachigen Raum kann man sogar feststellen, dass Frauen den Diskurs über diese französische Königin bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus dominierten.

122 OPITZ-BELAKHAL, Geschlechtergeschichte, S. 158. Siehe hierzu auch S. 172.

123 Natalie Zemon DAVIS, Gender and Genre. Women as Historical Writers 1400–1820, in: Patricia H. LABALME (Hg.), Beyond their Sex. Learned Women of the European Past, New York, London 1984, S. 153–182, hier S. 173.

124 Ibid., S. 174.

125 Angelika EPPLE, Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus, Köln u. a. 2003, S. 10f.

126 Siehe Bonnie G. SMITH, The History of Women's History in Nineteenth Century France, in: John F. SWEETS (Hg.), Proceedings of the Eleventh Annual Meeting of the Western Society for French History, Lawrence 1984, S. 265–271, hier S. 268; DAVIS, Gender and Genre, S. 173.

127 Im Falle Kéralios sei allerdings auf die in der Forschung umstrittene Autorenschaft der in dieser Arbeit untersuchten Quelle hingewiesen, siehe hierzu Teil I, Kap. 1.4.2.

Was veranlasste jedoch diese Autorinnen, sich gezielt mit dieser Herrscherin des 17. Jahrhunderts zu befassen? Nutzten sie die behandelte historische Protagonistin als Spiegel, mithilfe derer sie nicht nur reine historische Ereignisfolgen rekonstruieren, sondern auch Parallelen zur eigenen Biografie herstellen konnten? Oder machten sich die Historikerinnen in ihren Darstellungen der Mediceerin womöglich vielmehr zum Sprachrohr frauenfeindlicher Diskurse und der damit verbundenen sozialpolitischen Marginalisierung ihres eigenen Geschlechts? Unter welchen politischen und wissenschaftlichen Bedingungen schrieben sie? Kann man bei der Quellenauswahl und -auswertung Unterschiede zur Vorgehensweise der männlichen Kollegen feststellen? Wurden die Autorinnen von diesen überhaupt beachtet und rezipiert?

### *Ein männerdominierter nationalhistorischer Diskurs*

Um diese Fragen zu beantworten, müssen die Aussagen der jeweiligen Historikerinnen mit den Inhalten des prädominanten, von Männern geprägten Diskurses über Maria von Medici verglichen werden. Doch stellt sich zunächst die grundsätzliche Frage, ob sich im Bild der Mediceerin überhaupt typisch männliche Deutungen ausmachen lassen, und auf welche Themen sich diese gegebenenfalls beziehen. Aufgrund ihrer historisch herausgehobenen Stellung als Königin und Regentin und der damit einhergehenden vergleichsweise guten Quellenlage konnte Maria nie, auch nicht in einer rein ereignisgeschichtlichen und von männlichen historischen Akteuren beherrschten Darstellung, ausgeblendet werden. Nichtsdestotrotz standen Königinnen in der politischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts grundsätzlich im Schatten der Könige und fristeten im Vergleich zu Heiligenfiguren und königlichen Mätresen eher ein historiografisches Randdasein<sup>128</sup>.

Ein wesentliches Merkmal des männlichen Diskurses über die Vergangenheit war im 19. Jahrhundert ein auf das eigene Geschlecht zentriertes Geschichtsbild, das vornehmlich den eigenen Erfahrungsraum wiedergab. Dies äußerte sich etwa in Form von Grunddualismen, die, auf die Religion, Naturwissenschaften und Gesellschaft übertragen, ab dem 18. Jahrhundert ausgehend von bestimmten als geschlechtertypisch wahrgenommenen Charaktereigenschaften konstruiert worden waren. Diese Gegenüberstellungen sollten der industrialisierten und bürgerlichen Gesellschaft Orientierung geben, indem sie soziale Hierarchisierungen zwischen Mann und Frau rechtfertigten und das

<sup>128</sup> Isabelle POUTRIN, Marie-Karine SCHAUB, Regards d'historiens, in: DIES. (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xv<sup>e</sup>-xviii<sup>e</sup> siècle, Paris 2007, S. 8-23, hier S. 10.

Verhalten des Einzelnen daran maßen<sup>129</sup>. Dem Mann wurde dabei ein handelnder, öffentlich wirksamer und offensiver Charakter zugeschrieben, wohingegen die Frau als beschwichtigende Komponente Stabilität und Tradition verkörperte<sup>130</sup>. Wenngleich diese Dualismen nicht immer funktionieren und stets kontextabhängig waren, so kommen sie in der Darstellung Marias von Medici unweigerlich zum Tragen. Was bedeutet es nämlich, wenn Maria als emotionsgesteuerte Kontrahentin von Kardinal Richelieu aufgestellt wird, der wiederum Vernunft und Staatsräson verkörpert? Was soll dieser Kontrast zwischen der den natürlichen Instinkten unterworfenen und somit Chaos erzeugenden Frau und dem die Natur beherrschenden und rationale Ordnung schaffenden Mann verdeutlichen? Wie wurde eine Herrscherin gewertet, die nicht in das starre binäre System hineinpasste und in den als männlich wahrgenommenen öffentlichen Bereich vordrang? Prallen hier nicht vielmehr adlige und bürgerliche gesellschaftliche Vorstellungen aufeinander, die über die bloßen weiblichen und männlichen Zuschreibungen hinausgehen?

Ein weiterer Ansatz, um mögliche spezifisch männliche Diskurse in der Darstellung Marias herauszuarbeiten, bezieht sich auf die Gattung der untersuchten Quellen. Alle folgen einem biografischen Verfahren, da sie das Handeln einer Person beschreiben. Solche Darstellungen greifen in der Unterteilung der verschiedenen Lebensphasen stets auf Modelle zurück und ermöglichen dadurch verschiedene Interpretationen einer Person anhand derselben, aber unterschiedlich gewichteten Ereignisse. Gibt es bei der Darstellung der verschiedenen Lebensphasen Marias eine typische beziehungsweise bevorzugte Art, wie Männer sie beschreiben und wie Frauen an diese historische Figur herangehen? Wie sind die verschiedenen Ereignisse und Anekdoten aus dem Leben Marias gewichtet, je nachdem, ob der Autor einem apologetischen oder

<sup>129</sup> Siehe zur Diskussion um diese Grunddualismen Gisela BOCK, *Challenging Dichotomies. Perspectives on Women's History*, in: Karen OFFEN, Ruth Roach PIERSON, Jane RENDALL (Hg.), *Writing Women's History. International Perspectives*, Basingstoke u. a. 1991, S. 1–24, hier S. 1–5; Karin HAUSEN, *Die Polarisierung der »Geschlechtercharaktere«*. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner CONZE (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393; Brita RANG, *Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtercharaktere im 18. und 19. Jahrhundert*, in: Jutta DALHOFF, Uschi FREY, Ingrid SCHÖLL (Hg.), *Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung*, Düsseldorf 1986, S. 194–204, hier S. 195–197; SIMONIS, *Das Undurchsichtige begreifen*, S. 227–230.

<sup>130</sup> Silke WENK, *Gendered Representations of the Nation's Past and Future*, in: BLOM, HAGEMANN, HALL (Hg.), *Gendered Nations*, S. 63–77, hier S. 65f.

anklagenden Ansatz folgt? Kann man in diesen beiden gegensätzlichen Positionen geschlechterbedingte Tendenzen ausmachen?

### *Geschlecht und Nation*

Schließlich soll der Rückgriff auf Geschlechtermodelle in der Nationalgeschichtsschreibung eingehender untersucht werden. Diese besondere Form der Historiografie suchte eine einheitliche, gemeinschaftsfördernde Sicht auf die Vergangenheit auszuarbeiten, die zugleich die gegenwärtig gelebte gesellschaftliche Ordnung rechtfertigen sollte. Die Notwendigkeit einer Erforschung der Verbindung zwischen den beiden kulturhistorisch geprägten Konstrukten Geschlecht und Nation wurde erstmals um die Jahrtausendwende gesehen, da »einerseits Geschlecht im Konzept der Nation eine zentrale Bedeutung hat, diese aber andererseits in Narrativen der Nationalisierung kaum sichtbar oder gar unsichtbar gemacht werden«<sup>131</sup>. Die neue Forschung möchte somit nicht nur Ausschluss- und Integrationsmechanismen offenlegen, sondern die Wechselwirkungen zwischen Geschlecht, Nation und Staat untersuchen<sup>132</sup>.

Anders als im angelsächsischen Bereich gilt in Frankreich die Erforschung der politischen Dimension des Geschlechts bislang noch als wissenschaftlich wenig relevant und wird daher häufig zugunsten kultureller oder religiöser Fragekomplexe vernachlässigt<sup>133</sup>. Vermutlich ist die dortige schleppende Umsetzung der Geschlechterperspektive auf die Historiografiegeschichte dem Umstand geschuldet, dass das Misstrauen gegenüber Frauen in Frankreich tief im politischen Verständnis verankert ist und auf eine lange juristische und historiografische Tradition zurückblicken kann<sup>134</sup>. Die Philosophin Geneviève Fraisse äußerte 1993 den Verdacht, dass der misogynen Charakterzug der französischen Politik dem Nachwirken der *loi salique* zuzuschreiben sei, weswegen sich Forscherinnen in der Folge für die Untersuchung dieser These und der

<sup>131</sup> OPITZ-BELAKHAL, Geschlechtergeschichte, S. 95.

<sup>132</sup> Ibid., S. 89f.

<sup>133</sup> POUTRIN, SCHAUB, Regards d'historiens, S. 13f.: In der angelsächsischen Forschung wurde der Begriff *queenship* als Pendant zu *kingship* eingeführt. Diesem Thema widmet sich seit 2002 eine von Charles Beem und Carole Levin herausgegebene Reihe »Queen-ship and Power«, die sich jedoch vorwiegend mit englischen Herrscherinnen befasst. Die französische Geschichtswissenschaft profitierte durchaus in den letzten Jahren von diesen angelsächsischen Impulsen, siehe hierzu Michelle ZANCARINI-FOURNEL, Histoire des femmes, histoire du genre, in: DELACROIX u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 1, S. 208–219, hier S. 216–218.

<sup>134</sup> Vgl. Éliane VIENNOT, La France, les femmes et le pouvoir, 3 Bde., Paris 2006–2016, hier Bd. 1, S. 7–17.

rezeptionsgeschichtlichen Neubeachtung der politischen Dimension der französischen Königinnen stark gemacht haben<sup>135</sup>. Man kann sich in der Tat fragen, ob das exklusiv männliche Verständnis von Politik und Herrschaft, das im Ancien Régime vom salischen Recht her geprägt war, nicht auch in den angstgeladenen oder sexistischen Vorurteilen des 19. Jahrhunderts über Herrscherinnen nachwirkte, die in der Historiografie häufig als manipulierende und emotionsgesteuerte Instanz im Schatten des Throns galten<sup>136</sup>.

Paradoxerweise war die Frau, obwohl vom politischen Leben ausgeschlossen, im kollektiven politischen Imaginären der Nation des 19. Jahrhunderts allgegenwärtig. Michelle Perrot stellte sogar eine starke Diskrepanz zwischen der symbolisch-mythischen Präsenz der Frau in der Nation und ihrer tatsächlichen, untergeordneten politischen Stellung fest<sup>137</sup>. Bestes Beispiel hierfür ist der Rückgriff auf weibliche Nationalallegorien wie die der Marianne, um Nationen zu verkörpern, in denen Frauen im 19. Jahrhundert aber zugleich keine Teilhabe am politischen Leben zugestanden wurde. Um das Ungleichgewicht zwischen Mann und Frau zu legitimieren, wurde seit dem 18. Jahrhundert auf biologische Stereotypen zurückgegriffen, um diese geschlechterbezogene gesellschaftliche Rollenverteilung als natürlich vorgegebenes und somit legitimes und funktionstüchtigstes System darzulegen<sup>138</sup>. Zwar ist für diese Arbeit das von Perrot und Duby gewählte kultursemiotische Verfahren zur Erfassung des Bildes der Frau im sozialpolitischen Imaginären wenig hilfreich, da es weder das komplexe Verhältnis zwischen den Geschlechtern auf der Ebene des Geschichtsschreibers, noch auf der interpretativen Ebene klären kann, doch verdeutlicht es zumindest den widersprüchlichen, angstgeladenen und bildreichen Hintergrund, vor dem die untersuchten Historiker ihre Texte verfassten, obschon dieser stets mehrdeutig war und schwer fassbar ist<sup>139</sup>.

135 COSANDEY, *La reine de France*, S. 12–15; POUTRIN, SCHAUB, *Regards d'historiens*, S. 12f.; Éliane VIENNOT, *La loi salique dans la culture politique française: règle monarchique ou idéal républicain?*, in: Hedwige PEEMANS-POULLET, Geneviève SIMON (Hg.), *La démocratie à l'épreuve du féminisme*, Brüssel 1998, S. 101–124, hier S. 101f.

136 Michelle PERROT, *Les femmes, le pouvoir, l'histoire*, in: DIES. (Hg.), *Une histoire des femmes est-elle possible?*, Paris, Marseille 1984, S. 206–222, hier S. 206–209. Für mentalitätsgeschichtliche Studien zur Frau als Angstobjekt siehe außerdem Jean DELUMEAU, *La peur en Occident. XIV<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècles*, Paris 1978, S. 305–345; Alain CORBIN, *Le »sexe en deuil« et l'histoire des femmes au XIX<sup>e</sup> siècle*, in: Michelle PERROT (Hg.), *Une histoire des femmes est-elle possible?*, Paris, Marseille 1984, S. 142–154.

137 PERROT, *Les femmes, le pouvoir, l'histoire*, S. 218.

138 *Ibid.*, S. 214; WENK, *Gendered Representations*, S. 63f.

139 DUBY, PERROT, *Écrire l'histoire des femmes*, S. 9f.; SIMONIS, *Das Undurchsichtige begreifen*, S. 231.

Die hier analysierten historiografischen Quellen sollen also Einblicke in Argumente und erzählerische Mechanismen geben, wie am Beispiel Marias von Medici die Rolle der Frau im sich ausformenden französischen Nationalstaat ausdefiniert wurde – und dies insbesondere in Interaktion mit dem männlichen Gegenüber. Könnten diese binären Geschlechterzuweisungen womöglich erklären, warum Maria auch in der postrevolutionären Zeit Misstrauen oder offene Ablehnung entgegenschlug? Welche Argumente wurden in der Darstellung der Mediceerin vorgebracht, um vor dem politischen Mitwirken der Frauen zu warnen? Resultieren die auf sie übertragenen misogynen Elemente aus dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts oder sind sie in eine längere Tradition eingebettet? Wie wirken dabei frauen- und fremdenfeindliche Argumente zusammen?

## 4. Zur Quellenauswahl

Das von Gabriel Monod als »siècle de l'histoire«<sup>140</sup> gefeierte 19. Jahrhundert bietet geradezu eine Fülle an historiografischen Abhandlungen, die Schlüssel zum Verständnis der gelebten Gegenwart vorlegen sollten. Dies galt ebenso für Texte über das 17. Jahrhundert unter Berücksichtigung der Herrschaft Marias von Medici.

### 4.1 Französische Quellen

Als Königin von Frankreich und Stammesmutter der Bourbonen hat Maria von Medici die Geschichte dieser Nation wesentlich mitgeprägt. So ist es kaum verwunderlich, dass der quantitative Schwerpunkt der Quellen, die im 19. Jahrhundert von ihr handeln, aus der Feder französischer Autoren stammte. Diese Texte sollen deshalb den zeitlichen Rahmen der Studie abstecken, der sich zwischen 1774, Jahr der Veröffentlichung der ersten eigenständigen und substantiellen Biografie der Mediceerin, und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 erstreckt. Der breit gefasste Zeitraum ist an Eric Hobsbawms Konzept des »langen 19. Jahrhunderts« angelehnt<sup>141</sup>. Das Jahr 1914 bildet zwar keine eigene quelleninterne Zäsur, doch kann es, wie bereits bei dem britischen Historiker, als umfassender und somit auch geistesgeschichtlicher Einschnitt gelten, der das eigentliche Ende des 19. Jahrhunderts markierte. Für Frankreich kann man

<sup>140</sup> MONOD, Introduction, S. 27.

<sup>141</sup> Den Begriff prägte Eric Hobsbawm (1917–2012) in seiner dreibändigen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts »The Age of Revolution: 1789–1848« (1962), »The Age of Capital: 1848–1875« (1975) und »The Age of Empire: 1874–1914« (1987).

zwischen 1774 und 1914 vier große Zeitabschnitte in der Rezeption dieser Herrscherin herausarbeiten, die im Folgenden detailliert ausgeführt werden. Es gilt zwar, innerhalb dieser chronologischen Einteilung differenziert vorzugehen, da die historiografische Produktion in Form, Inhalt und Interpretationen nie homogen war, doch kann man in den einzelnen Phasen deutliche Schwerpunkte in der Wahrnehmung der Regentin erkennen.

Die erste Bourbonenkönigin galt in der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts bei weitem nicht als eine so prominente Figur wie etwa Jeanne d'Arc, Ludwig XIV. oder auch Robespierre. Außerdem trat das Ancien Régime als historiografisches Themengebiet häufig in den Hintergrund, sei es zugunsten einer nostalgisch motivierten Verklärung des Mittelalters bei den Romantikern oder aufgrund der Notwendigkeit, das Ausmaß und die gesellschaftspolitischen Nachwehen der Französischen Revolution von 1789 zu verarbeiten. Nichtsdestotrotz weist diese Herrscherin eine im 19. Jahrhundert nie abgebrochene historiografische Präsenz auf. Dies mag daran liegen, dass sie dennoch in einer für Frankreich entscheidenden Zeit zwischen den Bürgerkriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dem Höhepunkt des Absolutismus unter ihrem Enkel Ludwig XIV. gewirkt hat. In ihrer Position als zweite Ehefrau des wohl beliebtesten französischen Königs Heinrich IV. und Begründerin einer neuen Dynastie mussten die Historiker ihr zudem nolens volens einen festen Platz in der Geschichte und der Legende um ihren Mann zubilligen.

#### 4.2 Mehrwert eines transnationalen Vergleichs

Um der europäischen Dimension der Rezeption Marias von Medici gerecht zu werden und mögliche national bedingte Schwerpunktverlagerungen in ihrem Bild herauszuarbeiten, sollen neben den einschlägigen französischen Quellen in einem zweiten Schritt ebenso Texterzeugnisse weiterer europäischer Länder hinzugezogen werden. Wengleich die Untersuchung des Bilds Marias von Medici außerhalb Frankreichs zweifelsohne auch für sich stehend sehr aufschlussreich ist, dient sie doch zugleich der stärkeren Konturierung beziehungsweise Kontrastierung der französischen Rezeption dieser Herrscherin. Welche Themen werden wieder aufgegriffen, welche ausgeblendet oder anders gedeutet? Und vor allem: Was sagt das über das Selbstverständnis der jeweiligen Nation, aber auch Frankreichs aus? Bestätigt der europäische Vergleich die für Frankreich im ersten Teil der Arbeit gewonnenen Schlüsse oder müssen dadurch möglicherweise sogar einige Schlussfolgerungen relativiert werden, weil sie nicht als frankreichspezifisch gelten können? Der transnationale Vergleich soll demnach den konstruierten Charakter und die identitätsstiftende

Funktion des Bildes Marias von Medici in den nationalen Metanarrativen stärker umreißen.

Die drei zum Vergleich hinzugezogenen Länder sind Belgien, Großbritannien und Deutschland. In diesen Ländern hat Maria nacheinander von 1631 bis zu ihrem Tod 1642 im Exil gelebt. Mit Ausnahme Englands handelt es sich um im 19. Jahrhundert neu entstandene Nationalstaaten. Sie bilden also nur begrenzt die staatliche Struktur des 17. Jahrhunderts ab, wenngleich sich Belgien im Hinblick auf die Spanischen Niederlande und Deutschland hinsichtlich des Heiligen Römischen Reichs als deren Nachfolger betrachteten und deren Geschichte für sich beanspruchten. Diese drei europäischen Perspektiven sollen in der Reihenfolge chronologisch behandelt werden, in der sich Maria von Medici dort aufhielt.

Die italienische Rezeption der zweiten französischen Herrscherin aus dem florentinischen Hause Medici soll hier nicht näher behandelt werden<sup>142</sup>. Zwar erschienen im 19. Jahrhundert auch ein paar wenige italienische historiografische Studien, die sich mit Maria von Medici befassten<sup>143</sup>, interessanterweise scheint sie dort jedoch eher eine beliebte Vorlage für literarische oder musikalische Werke gewesen zu sein<sup>144</sup>. Italienische Historiografen wiesen Maria hingegen augenscheinlich eine eher sekundäre Rolle zu. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass sie als Tochter und später Nichte des Großfürsten der Toskana vor Ort zunächst politisch unbedeutend war und erst ab 1600 als Frau Heinrichs IV. und Mutter Ludwigs XIII. in der Fremde historische Relevanz erlangte. Eine französische Königin, wenngleich florentinischer Abstammung, erwies sich daher für die Ausarbeitung einer stringenten italienischen Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert vermutlich als wenig relevant. Durchaus interessant wäre hingegen sicher eine Auseinandersetzung mit der italienischen Wahrnehmung Marias im Rahmen einer breiter gefassten Analyse der Rezeption der Medici-Dynastie in der italienischen Nationalhistoriografie. Da die vorliegende Arbeit einen rezeptionsgeschichtlichen Ansatz verfolgt, soll die fünf-bändige »Istoria del Granducato di Toscana« (1781) von Jacopo Riguccio Galluzzi trotz allem gelegentlich vergleichend hinzugezogen werden, da davon

<sup>142</sup> Spanische und niederländische Quellen werden aus sprachlichen Gründen nicht berücksichtigt. Es ist außerdem in beiden Fällen anzunehmen, dass Maria von Medici in der dortigen Historiografie eine eher marginale Rolle spielte.

<sup>143</sup> Siehe z. B. Carlo BOTTA, *Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini sino al 1814*, Bd. 2, Mailand 1843; Salvatore SQUILLACI, *Maria de' Medici regina di Francia. Saggio storico*, Catania 1889.

<sup>144</sup> Zu nennen wären v. a. ein Theaterstück, ein Libretto und ein historischer Roman, vgl. Domenico BOLOGNESE, *Maria de' Medici. Dramma storico in sei atti*, Neapel 1873; M. LIPARTITI, *Maria dei Medici. Melodramma*, Mailand 1913; Egisto MACCANTI, *Maria De' Medici. Romanzo Storico*, Siena 1876.



bereits 1782 eine französische Übersetzung vorlag, die von einigen französischen Historikern genutzt und zitiert wurde. Es sei außerdem der Vollständigkeit halber erwähnt, dass zwei hier untersuchte Autoren die italienische Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert wesentlich mitprägten, nämlich der Franzose Lottin de Laval und der Preuße Alfred von Reumont, deren einschlägige Studien ins Italienische übersetzt wurden<sup>145</sup>.

Der Vergleich zwischen der französischen Rezeption Marias mit deren Wahrnehmung und Darstellung in Belgien, Deutschland und Großbritannien wirft mehrere methodische Fragen auf, da für ein solches Vorgehen länderspezifische Schaffensbedingungen, seien sie politisch oder fachlich, wie auch transnationale Interaktionen berücksichtigt werden müssen<sup>146</sup>. Auch hat der *linguistic turn* den methodischen Ansatz für einen solchen transnationalen historiografischen Vergleich deutlich verändert. So geht es nicht mehr darum, die verschiedenen national bedingten Interpretationen zu vergleichen, um der ›Wahrheit‹ nachzuspüren. Vielmehr sollen Übereinstimmungen und abweichende Interpretationen herausgearbeitet und auf ihren jeweiligen nationalen Entstehungskontext rückbezogen werden<sup>147</sup>. Trotz vieler nationaler Unterschiede haben Stefan Berger und Christoph Conrad auf einige grundlegende Gemeinsamkeiten in den westeuropäischen Nationalgeschichtsschreibungen hingewiesen, die eine solide Vergleichsgrundlage schaffen. So dienten diese Narrative der Ausarbeitung sowohl von nationalen Identifikationsfiguren als auch von Feindbildern<sup>148</sup>. Sie folgten außerdem alle im 19. Jahrhundert einer mehr oder weniger parallel verlaufenden Entwicklung, im Zuge derer der historiografische Wille nach Identitätskonstruktion ab den 1850er Jahren allmählich dem Glauben an die Wissenschaft und dem damit einhergehenden Objektivitätspostulat wich. Dies hatte überall eine Institutionalisierung und Professionalisierung der Historiografie zur Folge<sup>149</sup>.

<sup>145</sup> Siehe Pierre Victorien LOTTIN DE LAVAL, *Maria de' Medici. Storia del regno di Luigi XIII tratta dai manoscritti inediti del Cardinale di Richelieu e d'un benedettino. 1610–1642*, hg. u. übers. von Luigi MASIERI, Mailand 1835; Alfred VON REUMONT, *La morte di Maria de' Medici*, in: *Archivio Storico Italiano* 15 (1885), S. 221–229.

<sup>146</sup> Siehe dazu Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002.

<sup>147</sup> Vgl. DIES., *Wie vergleicht man Historiographien?*, S. 15–17, insb. S. 16: »Konkurrierende Versionen der Vergangenheit sind aus dieser Perspektive nicht Ausdruck mangelnder Objektivität oder methodischer Rückständigkeit, sondern bilden den Ausgangspunkt für neue Fragen«.

<sup>148</sup> Vgl. BERGER, CONRAD, *The Past as History*, S. 118–120.

<sup>149</sup> Vgl. *ibid.*, S. 144–170.

Ein solcher transnationaler Vergleich der europäischen Rezeption Marias von Medici muss zudem berücksichtigen, dass sich das nationale Element nicht in jeder Historiografie ähnlich ausdrückte oder gleich stark ausgeprägt war<sup>150</sup>. Darüber hinaus kann, wie bereits für Frankreich weiter oben ausgeführt, in einem einzigen Land von einer Vielzahl von Nationalgeschichtsschreibungen und -deutungen gesprochen werden<sup>151</sup>. Wie Berger allerdings betonte, hatten all diese Ausdrucksformen europaweit eines gemeinsam: »Es ging und geht sehr weitgehend um die Legitimation einer bestehenden Nation bzw. einer bestimmten Form von Nation oder um die Erweckung von Nationalgefühl im antizipierten, aber (noch) nicht realisierten Nationalstaat«<sup>152</sup>. Es gilt also zu untersuchen, ob Maria eine solche nationslegitimierende und identitätsstiftende Funktion auch in anderen Ländern einnahm und, wenn ja, zu welchem Zweck. Hierfür wird der zweite Teil der Arbeit eine methodische Gratwanderung vollziehen müssen, indem einerseits der spezifisch nationale Entstehungskontext der Werke in Belgien, Großbritannien und Deutschland berücksichtigt, andererseits gezwungenermaßen vereinfachend vorgegangen wird, um eine Grundlage für den transnationalen Vergleich zu schaffen<sup>153</sup>. Eine knappe Einführung in den historischen Hintergrund des jeweiligen Landes im 19. Jahrhundert soll eine Kontextualisierung der Werke ermöglichen und somit Anachronismen und Fehlinterpretationen vorbeugen.

Stefan Berger führte acht mögliche Themenbereiche an, anhand derer Nationalhistoriografien miteinander verglichen werden können<sup>154</sup>. Für die Untersuchung der europäischen Rezeption Marias von Medici sollen vier davon die Ausführungen im zweiten Teil der Arbeit leitlinienartig begleiten. Der erste Aspekt fragt nach der Ausarbeitung nationaler Charaktereigenschaften. Diente Maria in all den hier untersuchten europäischen Historiografien der nationalen Selbstvergewisserung und Identitätskonstruktion? Welche Rolle kam ihr zwei-

<sup>150</sup> CONRAD, CONRAD, *Wie vergleicht man Historiographien?*, S. 20.

<sup>151</sup> Vgl. Stefan BERGER, *Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800*, in: CONRAD, CONRAD (Hg.), *Die Nation schreiben*, S. 49–77, hier S. 49f.

<sup>152</sup> *Ibid.*, S. 50.

<sup>153</sup> Dies ist ein methodisches Problem des transnationalen Vergleichs, »da einerseits unterschiedliche Historiker und ihre Ansätze auf einen Nenner gebracht und andererseits die Klippe der künstlichen Homogenisierung umschiffen werden muss. Aus heuristischen Gründen ist die Synthese notwendig, um überhaupt vergleichen zu können; andererseits gilt es aber, nicht die Vorstellung von einer einheitlich deutschen oder der russischen Historiographie zu produzieren«, CONRAD, CONRAD, *Wie vergleicht man Historiographien?*, S. 34f. (Hervorh. i. O.).

<sup>154</sup> Vgl. für die folgenden Ausführungen BERGER, *Geschichten von der Nation*, S. 51–77.

tens in den jeweiligen Ländern im Hinblick auf nationale Ausschluss- und Integrationsmechanismen zu? Kann man drittens in der Rezeption Marias innereuropäische Interaktionen zwischen den Historikern erkennen? Wo waren die Anknüpfungspunkte und abweichenden Interpretationen oder gar bewusste Abgrenzungen zur französischen Darstellung? Was bewog ausländische Autoren überhaupt, sich mit ihr und der französischen Geschichte zu befassen? Viertens und abschließend soll europaweit das Geschlechterparadigma in der mehrheitlich von Männern dominierten Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts beachtet werden. Gab es geschlechtertypische Diskurse über Maria, die grenzüberschreitend in Europa festzustellen sind? Wie wurde mit ihr als weibliche historische Figur in den anderen Ländern verfahren?

### 4.3 Akademische Texte und Populärwissenschaft

Im Zuge des Einflusses der neuen Kulturgeschichte auf die Historiografiegeschichte wurde in der Forschung neben der Untersuchung anerkannter Texte und Historiker zunehmend die Beachtung der »Außenseiter«<sup>155</sup> gefordert. Damit sind Autoren beziehungsweise deren Texte gemeint, die von ihren Zeitgenossen abgelehnt wurden, weil sie, im Falle des späten 19. Jahrhunderts, den wissenschaftlich-akademischen Ansprüchen nicht gerecht wurden oder sich außerhalb staatlich geförderter Institutionen dem Fach widmeten. Daraus ergibt sich allerdings die Frage nach der Einordnung und dem Umgang mit solchen Texten. Wie ist etwa eine literarisch-historiografische Mischform wie die zweibändige »Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII« (1834) von Lottin de Laval zu bewerten? Lottin betont darin eingangs, dass er sich zwar grundsätzlich der von historischen Ereignissen vorgegebenen Chronologie verpflichtet fühle, dieser jedoch fiktive Begebenheiten und Personen hinzugefügt habe<sup>156</sup>. Dies tue er bewusst, um den Zeitraum zwischen 1610 und 1642 als Epos darzustellen und somit besser den Geist der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu fassen, der ihm zufolge das weitere Ancien Régime tiefgreifend prägte<sup>157</sup>.

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie fließend die Grenzen zwischen den Gattungen waren. Hinzu kommt eine ausgeprägte Vielseitigkeit der Geschichtsliteratur, was das Genre im 19. Jahrhundert nahezu unüberschaubar macht. Es ist

<sup>155</sup> BLANKE, Historiographiegeschichte als Historik, S. 720.

<sup>156</sup> Pierre Victorien LOTTIN DE LAVAL, Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII, d'après des manuscrits inédits du cardinal de Richelieu, et d'un bénédictin, 1610–1642, 2 Bde., Paris 1834, hier Bd. 1, S. 7f.

<sup>157</sup> Ibid., S. 4–6.

demnach in der Bestimmung des historiografiegeschichtlichen Wertes eines Textes äußerste Vorsicht geboten, da der Zeitraum zwischen 1774 und 1914 die volle, teils widersprüchliche Bandbreite an historischen Erzählformen umfasst, von der literarisch-romantischen Geschichtsschreibung der ersten Jahrhunderthälfte bis hin zur akademischen Historiografie des späten 19. Jahrhunderts, die sich den Regeln der naturwissenschaftlichen Beweisführung anzugleichen suchte<sup>158</sup>. Hinzu kommt, dass Stephan Jaeger zufolge solche Überschneidungen literarischer und historiografischer Elemente besonders charakteristisch für Umbruchszeiten sind. Sie gelten als Versuch, die Vergangenheit als schlagkräftige sinn- und orientierungsgebende Größe darzulegen<sup>159</sup>. Das 19. Jahrhundert, das zahlreiche Revolutionen und die Herausbildung der heutigen Nationalstaaten zu verzeichnen hat, ist ganz sicher als eine solche Zeit tiefgreifender Umwälzungen zu werten. Demzufolge ist auch der Pluralismus seiner Historiografie als Ausdrucksform der daraus erwachsenen Gesellschaft zu verstehen. Was können die verschiedenen Textgattungen für die Ausarbeitung des Bilds Marias leisten? Wo liegen ihre jeweiligen darstellerischen und interpretativen Grenzen und worin ergänzen sie sich?

### 4.4 Der »historiografische Pakt«

Damit die Textauswahl die Diversität, ja sogar Zerrissenheit der Umbruchszeit, die das 19. Jahrhundert war, angemessen und aussagekräftig widerspiegelt, muss diese Vielseitigkeit zwangsläufig in das Quellenkorpus einfließen. Die Fragen, die die gelebte Gegenwart aufwarf, und die Antworten, die darauf in der Vergangenheit gesucht wurden, fielen nämlich unterschiedlich aus. Nach welchen Kriterien sollte sich also die Auswahl der Texte richten, um ein möglichst breites Spektrum zu erfassen, ohne jedoch wahllos und damit beliebig zu erscheinen?

Im Zuge ihrer Bielefelder Studie zur Geschichte weiblicher Geschichtsschreibung im deutschen Sprachraum um 1800 unternahm die Historikerin Angelika Epple auf Grundlage der Literaturtheorie, Historiografiegeschichte und Geschlechterforschung den Versuch einer allseits gültigen Gattungsbestimmung der historischen Erzählung. Ihr Anliegen gründete auf der Feststellung, dass die Forschungsliteratur bislang wenig oder zu vage definiert habe, was sie unter »Geschichtsschreibung« verstehe und diese daher allzu häufig mit wissenschaftlicher Historiografie gleichsetze. Damit laufe die Historiografiegeschichte jedoch Gefahr, die nicht-akademische Geschichtsschreibung auszu-

<sup>158</sup> Daniel R. WOOLF, *A Global History of History*, Cambridge 2011, S. 377f.

<sup>159</sup> JAEGER, *Historiographisch-literarische Interferenzen*, S. 63.

blenden, nicht zuletzt die Werke weiblicher Autoren, um die es Epple in ihrer Arbeit ging<sup>160</sup>.

Gestützt auf Paul Ricœurs philosophische Theorie der erzählten Zeit betonte Epple die sinnstiftende und vermittelnde Funktion der Narration im Hinblick auf die Erfahrung von Zeit. Um vom Rezipienten angenommen zu werden, muss die Erzählung allerdings nachvollziehbar, also plausibel sein<sup>161</sup>. Ricœur weiter folgend, führte Epple zwei Grundformen zeitdeutenden Erzählens an: die literarische und die historische. Letztere beschränkt sich auf die Vergangenheit. Um die historische Erzählung klar von der literarischen abzugrenzen, ohne jedoch einer laut der Autorin trügerischen, da historisch und kulturell äußerst variablen Alternative zwischen Fakt und Fiktion zu verfallen, führte Epple die formale Bestimmung des »historiogra[f]ischen Pakts«<sup>162</sup> ein: Jede Erzählung, die den historiografischen Pakt schließt, ist ihr zufolge eine historische Erzählung.

In diesem Vertrag zwischen dem Produzenten und Rezipienten garantiert der Autor beziehungsweise Erzähler seinem Leser, dass die vorgelegte Darstellung und Deutung auf tatsächlichen Erfahrungen gründet. Anders als die literarische Erzählung, entwickelt die historische Erzählung also Strategien, die ihre Narration nicht nur der innertextlichen, poetologischen Logik entsprechend plausibel erscheinen lässt. Sie verpflichtet sich hierdurch, wahrheitskonform und damit auch überprüfbar zu sein. Epple geht dabei von der Prämisse aus, dass eine Erzählung anders aufgenommen wird und mehr Gewicht hat, wenn sie als wahr gilt. Der Begriff »wahr« ist im Rahmen des Pakts nicht mit »richtig« gleichzusetzen, sondern gilt als rein formale Bestimmung und steht im Gegensatz zu »erfunden«<sup>163</sup>. Die historische Erzählung ist damit, anders als die literarische, falsifizierbar: Wenn ihre Aussagen durch andere Quellen oder neue Deutungen widerlegt oder als erfunden entlarvt werden, ist die historische Erzählung zwar unglaubwürdig, damit aber noch lange keine literarische Erzählung. Der historiografische Pakt lenkt somit den Blick auf die verschiedenen Erzählstrategien, mithilfe derer die jeweiligen Autoren den Wahrheitsgehalt ihrer Aussage bekunden und eine gewisse Erwartungshaltung beim Rezi-

160 EPPLE, *Empfindsame Geschichtsschreibung*, S. 10f.

161 Vgl. hierzu *ibid.*, S. 12–18. Siehe auch DIES., *Von Werwölfen und Schutzengeln. Historiographieggeschichte als Analyse des historischen Apriori*, in: Jan ECKEL, Thomas ETZEMÜLLER (Hg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, S. 171–200, hier S. 175–178.

162 DIES., *Empfindsame Geschichtsschreibung*, S. 20. Epple orientiert sich bei der Schaffung dieser neuen Kategorie an Philippe Lejeunes literaturwissenschaftliches Konzept des »autobiografischen Pakts« (1975).

163 DIES., *Von Werwölfen und Schutzengeln*, S. 178f.

pienten erzeugen. Berücksichtigt man zudem die Tatsache, dass diese Strategien historisch im Wandel sind, so gibt deren Untersuchung auch Aufschluss über die Gesellschaft, die sie hervorgebracht hat<sup>164</sup>.

Epples Versuch einer Definition der historischen Erzählung erweist sich für die Zusammenstellung des Textkorpus der vorliegenden Studie in dreierlei Hinsicht als fruchtbringender Ansatz: Er berücksichtigt nämlich die weiter oben bereits dargelegte Komplexität der historiografischen Produktion des 19. Jahrhunderts sowie die vielschichtigen Ausprägungen von Produktion und Rezeption und nicht zuletzt die historisch variablen Übergänge von Fakt und Fiktion. Denn ob nun eher literarisch geprägt und bewusst subjektiv oder mit wissenschaftlich-objektivem Anspruch: Alle historiografischen Stile des 19. Jahrhunderts folgten im Wesentlichen demselben Ziel, dem Leser die vorgelegte Darstellung als wahr zu unterbreiten<sup>165</sup>.

Der Glaubwürdigkeitstopos wird in den verschiedensten historiografischen Erzeugnissen durch den Rückgriff auf zahlreiche Strategien bedient. Solche Taktiken treten meist nicht einzeln auf, sondern stärken erst in ihrem Zusammenspiel die Aussagekraft der Darstellung, nicht zuletzt in den Paratexten wie dem Titel, dem Vorwort, den Fußnoten und Anhängen. So steht der im 19. Jahrhundert immer weiter ausgebauten Fußnotenapparat als Garant für die Plausibilität der vorgelegten Schilderung, da er die Aussagen schrittweise überprüfbar machen soll. Des Weiteren pflegt der Hinweis auf Irrtümer von Kollegen die Überzeugung vom Wahrheitsgehalt des eigenen Textes<sup>166</sup>. Zudem impliziert die Betonung der Einzigartigkeit und Innovation des eigenen Ansatzes, dass man eine bislang unerreichte Wahrheitsebene begehe<sup>167</sup>. Viertens nährt ebenso das detaillierte Aufzählen der verwendeten Quellen die Illusion einer Transparenz der vermittelten historischen Deutung. Die von Thiroux verfasste Einleitung zu ihrer Biografie Marias von Medici steht mustergültig für dieses Vorgehen, schon allein durch ihr Ausmaß (17 Seiten!)<sup>168</sup>.

Nicht zuletzt ermöglicht die Berücksichtigung des historiografischen Pakts, solche historiografischen Randquellen bei der Zusammenstellung des

164 Vgl. hierzu DIES., *Empfindsame Geschichtsschreibung*, S. 19–24.

165 JAEGER, *Historiographisch-literarische Interferenzen*, S. 77–81.

166 *Ibid.*, S. 70.

167 Dies betrieb vor allem Michelet virtuos, der sich bewusst von jedweder ideologischen Strömung abgrenzte. Siehe Jules MICHELET, *Préface de 1869 à l'»Histoire de France«*, in: *Œuvres complètes de Michelet*, Bd. 4, hg. von Paul VIALLANEIX, Paris 1974, S. 14f.: »Je restai à bonne distance des doctrinaires, majestueux, stériles, et du grand torrent romantique de l'art pour l'art. J'étais mon monde en moi«.

168 Marie Geneviève Charlotte THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis, princesse de Toscane, reine de France et de Navarre*, 3 Bde., Paris 1774, hier Bd. 1, S. III–XX.

Textkorpus zu erfassen, die sich wie Verteidigungsschriften lesen und in denen unermüdlich die Glaubwürdigkeit des dargelegten Inhalts betont wird – und dies, obwohl keine empirische Beweisführung erkennbar ist<sup>169</sup>. Wenngleich die historische Stichhaltigkeit darin meist gering ist, so sind auch solche Quellen im Rahmen dieser Untersuchung von Wert, da sie Einblicke in populäre rezeptionsgeschichtliche Trends zur Mediceerin ermöglichen, obwohl diese nicht zwangsläufig auf allgemeine Zustimmung innerhalb der Historikerriege stießen.

Von diesen Kriterien ausgehend, können somit mehrbändige nationalhistorische Gesamtdarstellungen, Monografien zu einem spezifischen Thema oder Ereignis, Einzelbiografien, Aufsätze oder Lexikonartikel gleichermaßen berücksichtigt werden, seien sie von professionellen Historikern oder Laien, von Männern oder Frauen verfasst worden. Republikanische Schulbücher wurden in der Arbeit ausgelassen, da sie das ohnehin schon sehr umfangreiche Korpus erheblich vergrößert hätten. Zwar spielten die Schulbücher in Frankreich besonders während der Dritten Republik eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Verbreitung und Kanonisierung der republikanischen Deutung der nationalen Vergangenheit, doch würde das Ergebnis den methodischen und zeitlichen Mehraufwand nicht aufwiegen, zumal diese Fibeln lediglich den offiziell anerkannten nationalhistorischen Diskurs rezipierten und Maria von Medici darin eher eine Randfigur ist<sup>170</sup>.

#### 4.5 Maria von Medici in der Belletristik

Über die Gattungsbestimmung des historiografischen Pakts hinaus, die die historische Erzählung in all ihren Ausdrucksformen berücksichtigt, bleibt die Hinzunahme von Werken aus der Belletristik – und damit Epple zufolge »literarischer« Erzählungen – vor dem Hintergrund der nationalen Identitätskonstruktion allerdings ebenso unumgänglich für die vorliegende

<sup>169</sup> Siehe hierzu etwa die später noch genauer zu besprechenden Werke Denis MATER, *Amours secrètes du cardinal de Richelieu avec Marie de Médicis, mère de Louis XIII, roi de France. Ou causes véritables de la haine qui s'éleva entre eux d'après un document du 16<sup>e</sup> siècle*, Paris 1803, S. II–XI; DERS., *Intrigues secrètes et politiques du cardinal de Richelieu, publiées d'après un manuscrit du 17<sup>e</sup> siècle*, Paris 1803, S. I–VIII; DERS., *Histoire secrète du cardinal de Richelieu. Ou ses amours avec Marie de Médicis et Madame de Combalet, depuis duchesse d'Aiguillon*, Paris 1808, S. I.

<sup>170</sup> Zur negativen Darstellung Marias von Medici in den Schulbüchern der Dritten Republik vgl. Claude LELIÈVRE, Françoise LELIÈVRE, *L'histoire des femmes publiques contée aux enfants*, Paris 2001, S. 55–59.

rezeptionshistorische Studie<sup>171</sup>. Die Reichweite solcher Texte ist im 19. Jahrhundert nämlich nicht zu unterschätzen. Gerade historische Romane<sup>172</sup> und Dramen waren damals äußerst beliebt, klinkten sich in die Begeisterungswelle für die Geschichte ein und nährten diese wiederum. Darüber hinaus ermöglichten sie die lebendige Untermalung bekannter Deutungen aus der Nationalgeschichtsschreibung, die sie dank des fiktionalen Elements popularisierten. Literarische Werke konnten sich aber, ebenfalls dank der Fiktion, genauso von geläufigen, mehrheitlich anerkannten und institutionell vorgegebenen Interpretationen distanzieren. Es ist außerdem davon auszugehen, dass sie teils mehr gelesen wurden als so manche historische Abhandlung.

Besonders kennzeichnend ist der Fall des historischen Romans, eine der beliebtesten Gattungen des 19. Jahrhunderts, der jedoch lange Zeit in den Literaturwissenschaften als Trivilliteratur abgetan wurde<sup>173</sup>. Er war dabei dem Hierarchieverständnis zum Opfer gefallen, wonach sich die Fiktion des Romans stets den historischen Fakten zu unterwerfen habe<sup>174</sup>. Dies ist allerdings gerade im historischen Roman häufig nicht der Fall, was jedoch, so Heike Brohm, zweitrangig ist, denn: »Das Vermögen der Gattung liegt eben darin, die Aussage über Geschichte, die sie zu treffen beabsichtigt, auf weit mehr Ebenen darzustellen, als dies in einer Aneinanderreihung historischer Fakten möglich wäre«<sup>175</sup>. Barbara Potthast betonte zudem, dass der historische Roman Einblicke in den ästhetischen Umgang mit der Vergangenheit hinsichtlich der Sinn-

<sup>171</sup> Bibliografische Angaben aktueller Ausgaben belletristischer Werke werden in der Arbeit anders vermerkt als historiografische Quellen und Sekundärliteratur, da es davon teils zahlreiche Editionen gibt. So wird zur zeitlichen Einordnung das Jahr der Erstauflage in eckigen Klammern angeführt.

<sup>172</sup> Für die literaturwissenschaftliche und komparatistische Theorie zu den Bedingungen der Verwebung zwischen Fiktion und Geschichte im historischen Roman vgl. Hugo AUST, *Der historische Roman*, Stuttgart, Weimar 1994, S. 1–51; Daniel COUÉGNAS, Dominique PEYRACHE-LEBORGNE, André PEYRONIE (Hg.), *Le romanesque et l'historique. Marge et écriture*, Nantes 2010; Brigitte KRULIC, *Fascination du roman historique. Intrigues, héros et femmes fatales*, Paris 2007, S. 10–20.

<sup>173</sup> Barbara POTTHAST, *Historische Romane und ästhetischer Historismus. Text-Bild-Relationen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Daniel FULDA, Silvia Serena TSCHOPP (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Berlin u. a. 2002, S. 323–342, hier S. 324f.

<sup>174</sup> Zur Gattungs- und Bewertungsproblematik des historischen Romans vgl. Heike BROHM, *Das Richelieu-Bild im französischen historischen Roman von der Restauration bis zur Zweiten Republik. Geschichtskonzeption, Stoffgeschichte und Gattungstheorie bei Vigny, Touchard-Lafosse, Lottin de Laval, Dumas und Mircourt*, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 20–37.

<sup>175</sup> *Ibid.*, S. 37.



stiftungsstrategien zur Bewältigung der Gegenwart bieten könne<sup>176</sup>. Auch das Theater und historische Stücke sind aus dieser Perspektive äußerst ambivalent, da sie als Kunstwerk nicht immer historisch präzise sind – und es teilweise auch nicht anstreben. Obgleich dies auch den zeitgenössischen Kritikern bewusst war, wurde trotz allem erwartet, dass historische Dramen Eindrücke einer Epoche vermittelten<sup>177</sup>. So bedienen sie sich der historischen Vorlage, verformen sie aber im künstlerischen Prozess<sup>178</sup>.

Hinzu kommt, dass es auch Autoren gibt, die bewusst mit diesem schmalen Grat zwischen Fakt und Fiktion spielten. Demzufolge verpflichteten sich manche literarische Werke augenscheinlich tatsächlich der außertextuellen Wirklichkeit, sei es auch nur im Hinblick auf die Einhaltung der historisch vorgegebenen Chronologie. Sie erzeugen damit die Illusion einer historischen Erzählung im Sinne Epples. So verkündete etwa Alexandre Dumas in den ersten Seiten seines historischen Romans »Le sphinx rouge« (1865/66) seine Verpflichtung zur Wahrheit und inszenierte sich in seiner Position als Romancier sogar als vertrauenswürdiger als die Historiker<sup>179</sup>. Dieser erzählerische Trick ist umso undurchschaubarer, da man tatsächlich nachvollziehen kann, auf welche Quellen des 17. Jahrhunderts sich der Autor gestützt hat<sup>180</sup>.

176 POTTHAST, *Historische Romane*, S. 325: »Das 19. Jahrhundert kleidet seine Probleme in historische Gewänder, die nur auf den ersten, flüchtigen Blick an vergangene Epochen erinnern, während bei näherer Betrachtung überall Zeitgenössisches hervorscheint. In dem Zusammenspiel von Vergangenem und Gegenwärtigem entstehen ästhetische Geschichtskonzeptionen, die in vielfältigen Bezügen zur zeitgenössischen Gesellschaft und Kultur stehen und in denen Geschichte funktional und sinnhaft verarbeitet wird. Die Geschichtsvorstellungen des 19. Jahrhunderts erfüllen ein weites Spektrum von Sinnbedürfnissen und Identitätsstiftungen, die sich zur epochalen Leitvorstellung ›Geschichte‹ konstituieren«.

177 Jean-Claude YON, *L'illusion de la vérité. Histoire et théâtre au XIX<sup>e</sup> siècle*, in: AMALVI (Hg.), *Les lieux de l'histoire*, S. 176–184, hier S. 176.

178 *Ibid.*, S. 183.

179 Alexandre DUMAS, *Le sphinx rouge [1865–1866]*, Paris 2008, S. 26: »[N]ous devons avouer en notre qualité de romancier, qui nous impose, à l'endroit de la vérité, des devoirs auxquels ne s'astreignent pas toujours les historiens, que l'inscription était toute moderne«. Siehe auch S. 113f.

180 *Ibid.*, S. 15: Die Verleger von 2008 konnten dem Roman von Dumas somit entnehmen, dass er sich u. a. auf Héroard, Bassompierre, Aubigné, Richelieu, Sully, Tallemant des Réaux, L'Estoile und Père Daniel sowie auf seinen Zeitgenossen Michelet stützte.

## 5. Ausblick

Mit den vorausgegangenen Erläuterungen zum Forschungsstand über die historische Figur Marias von Medici, zur methodischen Grundlage und den sich daraus ergebenden Leitfragen sowie zur Zusammenstellung des Quellenkorpus kann nun die Rezeption dieser französischen Königin und Regentin im 19. Jahrhundert eingehender untersucht werden.

Die erste Biografin der Mediceerin, Marie Thiroux d'Arconville, rechtfertigte ihr Interesse für die in der Erinnerung allmählich verblassende historische Figur folgendermaßen:

[L]es traits propres à faire connoître la Reine-mere sont [...] noyés dans le regne d'Henri IV & sur-tout dans celui de Louis XIII. Comme ceux qui les ont écrit n'ont eu pour objet principal que de donner l'Histoire de ces Princes, on y perd souvent de vue Marie de Médicis, & par conséquent l'ensemble de sa vie. On peut donc dire que malgré les particularités qui nous en ont été transmises, cette vie restoit encore à faire<sup>181</sup>.

Mit dem Anspruch, die erste Bourbonenköönigin aus dem Schatten der Geschichte hervorzuholen und die Umrisse ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit stärker herauszuarbeiten, sprach ihr die Autorin eine historische Relevanz zu und rückte sie 1774 erneut in den Fokus der Historiografen – und dies fünfzehn Jahre vor den europaweiten Umwälzungen, die mit der Französischen Revolution einsetzten. Damit begann eine umstrittene Rezeption, die es nun in ihrer Vielfalt, ihren Kontinuitätslinien, Brüchen und Widersprüchen nachzuvollziehen gilt.

181 THIROUX D'ARCONVILLE, *Vie de Marie de Médicis*, Bd. 1, S. III f.